

# Französische Spionage
# d Propaganda
## hein und an der Saar



von

HANS MAYER-GWENSEN

Hans Mayer-Gwensen

# Französische Spionage und Propaganda



# Französische Spionage und Propaganda am Rhein und an der Saar

18 Monate im Dienst der „Großen Nation"

Von

Hans Mayer-Gwensen



August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Als die Franzosen mit bewaffneter Macht in Deutschland einrückten, um die Gebietsteile zu besetzen, die ihnen in dem allgemeinen Gerechtigkeitstaumel „zu ihrer Sicherung auf begrenzte Zeit" überantwortet worden waren, wußten sie, was sie wollten. Kenner der recht zweifelhaften französischen Organisationsbefähigung wunderten sich über diese Zielbewußtheit, die die Franzosen eigentlich nie ausgezeichnet hatte; sie sahen jedoch bald, daß System und oft ein grausamer Wille in dieser Nachkriegsmaschine lagen, die sich tatsächlich beinahe in voller Ordnung bewegte. Diese Beobachtung war sogar für die Franzosen selbst etwas Neues. Wenn sie die Grenzpfähle überschritten, mußten sie staunen, wie sich die langsame und verwahrloste Administration „von Zuhause" im Rheinland verändert hatte. Sie waren das berühmte „l'ordre — contre-ordre — désordre" — „Befehl, Gegenbefehl, Unordnung" — gewöhnt. Auf jeden Fall haben die Franzosen, gerade was Organisation und Verwaltung betrifft, von Paris bis Mainz und überall dort, wo heute Marsjünger der „Großen Nation" spazieren, eingestandenermaßen ganz erheblich von uns Deutschen gelernt. In einem Punkte aber läuft die westliche Nachkriegsmaschine ganz besonders hervorragend: G e l d a u s z u g e b e n a u f d e u t s c h e K o s t e n. Dies gilt hauptsächlich für das besetzte Rheinland, etwas weniger für das Saargebiet. Plump ist der Versuch der Französierung der rheinischen Bevölkerung, durchtriebener der an der Saar, Spionage und Spitzelei indessen sind überall gleich, wo Franzosen in Deutschland

hausen. Über alles dies will ich nun in meinen Aufzeichnungen sprechen. Ich kann mich dabei auf Material stützen, wie es kein Deutscher besitzt, denn meine Beobachtungen gehen hinein bis in die Nester der offiziellen Spionage, hinein in die Gemächer der „Hohen Interalliierten Rheinlandkommission“, hinein bis in das Landgerichtsgebäude zu Saarbrücken, wo die Regierungskommission des Saargebiets sitzt.

Es ist nicht schwer, das Vertrauen der Franzosen zu gewinnen, wenn man ihre Sprache gut beherrscht und, so wie ich, fünf Jahre lang in der Fremdenlegion gedient hat. Es ist allerdings gut, selbst unter diesen günstigen Umständen beim Zusammentreffen mit den Franzosen mindestens einmal in der Minute auf den preußischen Militarismus zu schimpfen. Wer jedoch die ganze Achtung unserer Zwangsmieter im Rheinland gewinnen will, der erkläre, er werde aus politischen Gründen von den Deutschen verfolgt. Einen kleinen Roman muß man allerdings schon erfinden können.

Ich kannte die Franzosen, ich kannte sie, wie man seine Bedrücker kennt. Sie haben mich fünf Jahre grausam geknutet, und als ich Juli 1918 ihre „glorreiche“ Sklaventruppe, die Fremdenlegion verließ, haben sie mich noch über ein Jahr die Leiden ihrer Gefangenenlager durchkosten lassen. Für diese sechs Jahre von 1913 bis 1919, Jahre der Ausschaltung von allem menschlichen Recht, wollte ich sie büßen lassen, und ich glaube, ich habe die Rechnung ein wenig in Ordnung gebracht, als sie sich gerade mir anvertrauten.

Die Zeitumstände waren mir günstig. 1920, kurz nach den Tagen des Kapp-Putsches, hielt ich meinen Einzug in Mainz, der „französischen Metropole“ im Rheinland. Ich spielte den Abgehetzten, der ich gar nicht war, und eilte stehenden Fußes zum französischen Bezirkskommando, mit meinem Militärbuch aus der Fremdenlegion in der Tasche. Dort gab ich an, indem ich die allergrößte Angst vortäuschte, von den Deutschen verfolgt zu werden. Der



Offizier auf diesem „Bureau de la Place“ war in Anbetracht meiner Aufregung sehr besorgt um mich und erklärte sich bereit, mich an die richtige Stelle zu verweisen. Bevor wir jedoch gingen, gab mir der Leutnant noch folgenden wertvollen und sehr bezeichnenden Rat:

„Wenn ein deutscher Beamter unterwegs versuchen sollte, Sie zu verhaften, so erklären Sie ihm einfach, Sie hätten sich in die Fremdenlegion verpflichtet, dann stehen Sie unter Frankreichs Schutz. Das übrige besorgt der Soldat, der Sie führt.“

Er klopfte mir noch väterlich auf die Schulter und sagte beim Abschied:

„Haben Sie keine Furcht, jetzt wird Ihnen nichts passieren.“

Dies habe ich ohne weiteres geglaubt, da es für mich näher lag, Kaiser von China zu werden, als mich von deutschen Polizeibeamten durch eine Verhaftung bedroht zu sehen. Auf jeden Fall ist das Schnippchen, das ich unserer Behörde schlagen sollte, recht bezeichnend für die Frechheit, mit der die Franzosen im Rheinland operieren. Mein Soldat und ich, wir kamen also „unbedroht“ bis zur Heiligengeiststraße, in der sich die Stelle befindet, an die man mich verwiesen hatte:

Das „Zweite Bureau“.

Im Vorderhaus im ersten Stock liegt das Nest der Spionage und Spitzelei, von dem die Fäden bis nach Kehl und nach Saarbrücken gehen. Das Zweite Bureau, dem damals der Hauptmann Plantin vorstand, ist dem Generalstab der französischen Besatzungsarmee angeschlossen. Viele der dort beschäftigten Offiziere verstehen Deutsch, aber nur ganz wenige können sich vollkommen in unserer Sprache ausdrücken. Der Hauptsitz dieser Stelle ist Mainz, Verbindungsoffiziere und Agenten befinden sich jedoch in allen Garnisonen des Rheinlandes und des Saargebiets. Das Mainzer Bureau stellt sämtliche Spione und Spitzel an, die für die verschiedenen französischen Verwaltungen im Rheinland

tätig sind, und schickt seine Agenten bis in das Saargebiet, das allerdings in gewissem Sinne „Selbstversorger" ist. Ich werde später auf diese Institution noch zurückkommen.

Im Zweiten Bureau wurde ich zunächst dem Leutnant Froisset zugeführt, der das seinige tat, um mit mir Deutsch zu radebrechen.

Ich gab ihm zu verstehen, daß ich die französische Sprache vorziehen würde, worauf meinem Pariser sichtlich leichter wurde. Es folgten nun die üblichen Fragen, die ich mit folgender „herzzerreißenden" Räubergeschichte beantwortet habe: Nachdem ich aus der Fremdenlegion und der französischen Gefangenschaft zurückgekehrt wäre, hätte man mich in Deutschland als einen Landesverräter betrachtet und mich ständig unter Polizeiaufsicht gestellt. Aus diesem Grunde verbittert, hätte ich ständig gegen die Regierung gewirkt, die nun einen Steckbrief wegen Hochverrats gegen mich erlassen habe. Von Freunden in Kenntnis gesetzt, daß meine Verhaftung bevorstände, wäre ich in aller Hast nach Mainz geflüchtet; ich bäte Frankreich um Schutz und ihn, den Leutnant, um Vermittlung einer Beschäftigung. Froisset erwiderte mir, daß man sich gewiß meiner annehmen würde, daß ich aber im Rheinland durchaus nicht in Sicherheit wäre, denn nach dem Friedensvertrag könnte ich im besetzten Gebiet von den deutschen Behörden verhaftet werden. Immerhin ließe sich schon ein Ausweg finden. „On trouvera quelque-chose. Ça se laisse arranger." Es wird sich schon machen lassen!

Der Leutnant ließ mich nun für einige Augenblicke allein, um mit dem Hauptmann Plantin, seinem Chef, zurückzukehren. Dieser stellte nun noch ein paar Kreuz- und Querfragen, wobei wir beide, der Hauptmann und ich, wie die Rohrspatzen auf den preußischen Militarismus schimpften. Ich wollte mich überhaupt nicht beruhigen und gewann innerhalb dreier Minuten die Sympathie dieses immerhin im besetzten Gebiet nicht un-



bedeutenden Mannes. Mit den Worten: „Oui, Froisset, vous pouvez le faire" — „Ja, Froisset, Sie können es tun" —, verabschiedete er sich, indem er mir fast freundschaftlich die Hand reichte. Der Leutnant fragte mich nun nach meinen Vor- und Zunamen und schrieb diese auf eine Karte, die er mir gab. Ich las: „Monsieur Hans Mayer. Guide civil. Etat Major de l'armée du Rhin." (Herr Hans Mayer. Zivilführer. Stab der Rheinarmee.)

Ich hatte nun nicht den leisesten Schimmer, was dieser Titel bedeuten konnte, erschöpfte, zurückdenkend, meine ganzen Kenntnisse aus der Fremdenlegion, fand aber absolut nichts, was einem Zivilführer auch nur ähnlich war. Nach allen fruchtlosen Überlegungen kam ich schließlich auf den Gedanken, daß ich stadtunkundige französische Offiziere vielleicht durch die Straßen würde führen müssen, eine Beschäftigung, die ich mir wenig erbaulich vorstellte. Über die Funktionen eines „Guide civil" hatte ich mich indessen gründlich getäuscht. Ich werde in meiner Abhandlung erst später hierauf zurückkommen.

Begierig, zu erfahren, was man mit mir vorhatte, fand ich mich am andern Tage verabredungsgemäß Punkt 9 Uhr in der Heiligengeiststraße ein. Der Leutnant und der Hauptmann schienen sich betreffs der Verwendung meiner Person schon schlüssig geworden zu sein, denn Plantin eröffnete mir ungefähr folgendes: „Wir möchten Sie nicht auf dem Zweiten Bureau — hier hörte ich offiziell zum erstenmal den Namen — als ‚Guide' anstellen, da hiermit ein fast ständiger Aufenthalt verknüpft ist, der Sie häufig auf die Straße und in öffentliche Lokale führen und so den Augen der deutschen Behörde, die zweifellos auch hier Ihren Steckbrief hat, unnütz aussetzen würde." Diese Angst meines westlichen Beschützers paßte mir nun gar nicht in den Kram, zumal ich zunächst über die Funktionen eines „Zivilführers" orientiert sein wollte. Für den Augenblick jedoch war

es, wenn ich nicht den Verdacht des Hauptmanns erregen wollte, nicht angängig, weitere Auskunft zu verlangen. Plantin fuhr nun fort: „Es wird daher am besten sein, Sie im Innendienst zu beschäftigen, und zwar im ‚Bureau d'Information', mit dessen Chef ich bereits Rücksprache genommen habe. Behalten Sie zunächst Ihre Legitimationskarte als ‚Guide civil', die Sie wohl gegen die deutschen Behörden schützt, die aber nur in Ihrer Lage im allerdringendsten Fall anzuwenden ist. Bei einem eventuellen Verhaftungsversuch geben Sie an, Franzose zu sein, und verlangen Sie sofort Ihrem Dienstchef vorgeführt zu werden. Im übrigen, wenn man einem deutschen Beamten ein französisches Papier vorlegt, ist er zufriedengestellt. Also auf Wiedersehen, der Herr Hauptmann Schneider erwartet Sie." Plantin und Froisset reichten mir die Hand, und ich ging, nachdem ich versprochen hatte, ihnen auf dem „Bureau d'Information" „alle Ehre" einlegen zu wollen. In diesem Augenblick war ich sicher, an einer Spionagestelle gewesen und einer anderen überwiesen worden zu sein.

Bevor ich nun weitergehe, möchte ich zurückgreifen auf die Worte des Hauptmanns Plantin über die Unterwürfigkeit der deutschen Polizeibeamten im besetzten Gebiet. Es sind Worte, in denen schon etwas Wahrheit liegt.

An diese Stelle paßt nämlich ein bezeichnendes Selbsterlebnis. Ich benutzte einmal eine Pause im Stadttheater, um eine Zigarette zu rauchen, und da es auf der Straße zu windig war, zündete ich diese bereits im Gebäude an. Bei dieser Gelegenheit bat mich ein anderer Herr um Feuer, und ich gab es ihm. Da kam aber auch schon aus dem Mauerversteck ein Schutzmann hervorgeschossen, machte uns auf das Rauchverbot aufmerksam, wobei er uns nicht übel anfuhr, und verlangte zwecks eines zukünftigen Strafmandats unsere Papiere. Mein Leidensgefährte zog sofort seine Identitätskarte heraus und — wurde aufgeschrieben. Da kam mir aber ein



rettender Gedanke: Guide civil! Ich überreichte dem Beamten meine Karte als „Zivilführer". Die Wirkung muß man gesehen haben. Mein Freund, der Schutzmann, stotterte nur noch: „Entschuldigen Sie, Monsieur!", und dann verschwand er ebenso schnell, wie er gekommen war, natürlich ohne mich aufzuschreiben. Dies war das einzige Mal, daß ich meine Karte einem deutschen Beamten gegenüber anwandte. Ihre wirkliche Bedeutung war nun erprobt und erwiesen: ich durfte sogar da rauchen, wo es für andere verboten war! Auf jeden Fall aber hatten sich Plantins Worte bewahrheitet: „Wenn man einem deutschen Polizeibeamten ein französisches Papier vorlegt, ist er zufriedengestellt!"

Wenn ich derartige, wenig erfreuliche Feststellungen noch des öfteren mache, so geschieht dies, weil ich den Standpunkt vertrete, daß uns mit der ganzen Wahrheit mehr gedient ist als mit der Vogel-Strauß-Taktik, die allerdings bedeutend bequemer ist.

Doch nun zum Bureau d'Information (Informationsbureau), der scheinbar für mich bestimmten Wirkungsstätte. Es liegt im Hinterhaus desselben Grundstücks in der Heiligengeiststraße. Sein Name weist auf die Arbeit hin, die dort geleistet wird. Ich werde noch später eingehend alle Institutionen würdigen, von denen ich im Laufe der Handlung spreche, so daß ich jetzt den Faden der Geschichte fortlaufend aufgreifen kann.

Im Informationsbureau ließ ich mich bei dem Hauptmann Schneider melden und wurde sofort vorgeführt. Ich fand an der Seite des Offiziers Herrn Hubert Jacques, den Direktor der französischen Tageszeitung im Rheinland, des „Echo du Rhin". Nach einigen einleitenden Worten schlugen Jacques und Schneider mir vor, einen Posten als Übersetzer an genanntem Organ anzunehmen. Nichts konnte mir willkommener sein als dies Anerbieten, denn ich sah ein Feld vor mir, das ich nach allen Seiten einschränken oder je nach der Situation auch erweitern konnte. Der Besuch des Chef-

redakteurs bei Schneider zeigte mir vor allen Dingen ein Hand-in-Hand-Gehen des „Echo du Rhin" mit der Militärbehörde, wodurch sich für mich auf den ersten Blick ein interessantes Arbeitsfeld eröffnete. Diese Tatsache oder vorläufig diese Beobachtung allein mußte für mich ausschlaggebend sein. Ich sagte daher sofort zu und hatte, wie man bald sehen wird, diesen Schritt nie zu bereuen. Nun hielt mir Schneider einen längeren Vortrag über das Vertrauen, das man in mich setzen würde, wobei er natürlich auf die Fremdenlegion zurückkam und dies als die beste Empfehlung bezeichnete. Vor allem aber legte er mir dringend nahe, mich jedem Menschen gegenüber als Franzosen zu bezeichnen, damit mir und ihnen keine Unannehmlichkeiten von deutscher Seite erwüchsen. Ich erhielt nun von ihm noch eine andere Karte: „Monsieur Jean Mayer, Sécrétaire au Bureau d'Information."

Der Rat Schneiders, mich überall als Franzosen auszugeben, war meinen Plänen durchaus günstig, denn die Behörden und Einzelpersonen sind „Landsleuten" gegenüber bedeutend offener. Daß nun gerade der Bruder des Hauptmanns, meines Ratgebers, der erste war, der auf mich als Franzosen hineinfiel, ist eine kleine Nebensächlichkeit, die ich nur anführe, weil der hohe Herr jetzt für kurze Zeit in die Handlung tritt. Er wird sich damit trösten können, daß noch viele haben an mich glauben dürfen . . .

Ich streife jetzt kurz eine Institution, über die schon viel geschrieben wurde. Ich spreche daher nur von dem „Internen", das sich mehr hinter den Kulissen abspielt und deshalb wenig bekannt ist. Wir machen jetzt einen kleinen Ausflug zum französischen Kriegsgericht in Mainz.

Hinter dem Bahnhof ist es gelegen, ein düsteres Gebäude düsterer Mieter, grüne Wiesen und Bäume umher, so sah ich es im Frühling und Sommer. Möge das Leid, das Tore und Mauern sahen, ein baldiges Ende nehmen.



Vergessen werden wir nie, was Frankreichs „recht richtende" Offiziere uns in diesem Hause antaten!

Beim Eintritt schon sieht man, daß ein neuer Besitzer dort eingezogen ist, Frankreich: Staub in der Luft, Schmutz auf der Erde!

Als Berichterstatter des „Echo du Rhin" ging ich jeden Dienstag zu den Verhandlungen, die von dem Obersten der Kürassiere, Schneider, präsidiert wurden. Er war, wie ich schon ausführte, der Bruder des Hauptmanns vom Informationsbureau.

Man muß den französischen Charakter kennen, um die Wege zu wissen, die zum Erringen der Freundschaft der Welschen zu beschreiten gut sind. Die meisten besitzen ein derartiges Maß Eigenliebe, verbunden mit einer wahren Sucht nach persönlicher Bedeutung, daß in diesen beiden Eigenschaften die Stelle zu suchen ist, wo sie sterblich sind. Vom Vorsitzenden über den Vertreter der Anklage hinweg bis zum jüngsten Leutnant, der als Verteidiger fungierte, wußte ich sie zu kapern, indem ich im „Echo du Rhin" ihre „Redekunst", ihre „hohe Intelligenz" und alles mögliche noch hervorhob. Verteidiger und Anklagevertreter verlangten daher nach jeder Sitzung die Zusendung mehrerer Exemplare der Zeitung, die sie zweifellos stolz an Frauen, Bräute und Freunde sandten. Für dieses billige Vergnügen schuf ich mir eine Situation, die ich auch schließlich einmal mißbrauchen konnte, wenn es meinen Zielen förderlich war. Sicher erzielte ich Vorteile, sogar eine einschneidende Reform, die auf die französische Rechtsprechung nicht ohne Einfluß blieb.

Bei den Verhandlungen über Sittlichkeitsverbrechen der schwarzen und weißen Franzosen war bislang die Öffentlichkeit ausgeschlossen und mit ihr die Presse. So wurden den deutschen Zeitungen zwar die Urteile, nähere Angaben über die einzelnen Fälle aber nur selten bekannt, konnten daher nicht zur Veröffentlichung kommen, denn das „Echo du Rhin", das Zutritt hatte, schwieg bis zu meinem dortigen Dienstantritt so ziemlich über alle

Kriegsgerichtsverhandlungen. Es war nun natürlich für uns von großem Interesse, eine vergleichende Statistik über Verbrechen und Urteile zu haben, die zuverlässig nur durch die Veröffentlichungen der Presse möglich war.

In einer seit langem vorbereiteten Rede gab ich daher bei der ersten Gelegenheit dem obersten Vertreter der Anklage, einem Major, zu verstehen, daß es doch für Frankreich sehr wichtig wäre, wenn über sämtliche Prozesse von der deutschen Presse berichtet und diese auch, wie das „Echo du Rhin", bei Verhandlungen, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfänden, Zutritt haben würde. Ich sprach demnach viel und lang von der französischen, „unserer" Gerechtigkeitsliebe und hatte schließlich den Erfolg, daß der Major mir versprach, mit dem Obersten Schneider hierüber in Verbindung zu treten. — Man muß sie zu nehmen wissen, die Franzosen. Der Major sah sich schon wieder als „Ritter ohne Furcht und Tadel" vor dem Rednerpult und überhaupt, was die Hauptsache war — in der Zeitung! Er selbst versicherte mir, meinen Vorschlag befürworten zu wollen.

Am Dienstag darauf, nach der Sitzung, wurde ich zu Schneider gerufen, bei dem sich bereits der Major befand. Wir gingen sofort auf den Kern der Sache ein, und ich entwickelte noch einmal meine Gedanken als „Franzose" über die „gerechten" Urteile des Kriegsgerichts, die sich nicht vor der Öffentlichkeit und vor weitester Verbreitung zu scheuen brauchten. —

Es ist merkwürdig, aber es bleibt nicht minder wahr, daß der Franzose selbst noch heute glaubt, daß seine Nation die Gerechtigkeit verkörpert. Der Chauvinismus wird eben in Frankreich so überzeugend eingeimpft und propagiert, daß er in Fleisch und Blut übergegangen ist. Dies mildert wohl die Handlungsweise einzelner, wirft aber ein krasses Licht auf die führenden Männer, die allerdings, unterstützt durch eine vorbildliche Presseorganisation, ihre Landsleute wissentlich in falschen Bahnen leiten, indem sie chauvinistische Verbrechen verkleiden mit dem Deckmantel der Gerechtigkeit. Oder sollten gar diese verantwortlichen Staatsleute in die Spuren des Sardinenmannes von Marseille treten? Wahrlich, es scheint so, darum will ich sein kleines Geschichtchen zum besten geben.



Lief da eines Tages durch die Straßen von Marseille in höchster Aufregung ein Mann, der seine Mitbürger nicht wenig mit der Kunde erschreckte, daß eine Sardine*) sich in den Hafen von Marseille derartig eingekeilt habe, daß durch den Fisch, der deutlich zu erkennen sei, der Schiffahrtsverkehr gänzlich stocken müsse. Alles, was Beine hatte, stürzte natürlich zum Hafen, um die Sardine zu sehen. Zur Enttäuschung einzelner, aber zur Freude der meisten konnte niemand auch nur eine Spur des Tieres bemerken, und die Leute gingen zurück, sich ihrer Tagesbeschäftigung zuzuwenden. Da kam der Witzbold, den man nicht wiedererkannte, der all dies angezettelt hatte, aus der Stadt zurück und schritt nun dem Hafen zu, sein Werk zu bewundern. Einer der ihm Entgegenkommenden, der auf den Scherz hineingefallen war und einem anderen das gleiche Los gönnte, rief ihm zu: „Sieh dir den Hafen an, eine Sardine hat ihn verstopft!" Jetzt lief der Witzbold, fest an die von ihm zuerst erfundene Sardine glaubend, zum Meer, um das Wunder zu besehen. Er soll lange gesucht, aber ebensowenig entdeckt haben wie die von ihm selbst durch seinen Witz alarmierte Menge . . .

Sollten die französischen Staatsleute durch fortwährende Übertreibungen und Entstellungen an diese sich derartig gewöhnt haben, daß sie felsenfest an sie glauben? Sollte es ihnen wirklich so gehen wie dem Mann mit der Sardine?

Wie dem nun auch sei, mein Einwand von den „gerechten" Urteilen wirkte entscheidend, und der Oberst Schneider erklärte sich mit meinem Vorschlag einver-

*) „Une sardine a bouché le port de Marseille!"

standen. Nur, anschließend an meinen diesmaligen Verhandlungsbericht — er war entsprechend schön! —, mußte ich im „Echo du Rhin“ in französischer und deutscher Sprache bekanntgeben, daß die Presse, selbst wenn das Kriegsgericht unter Ausschluß der Öffentlichkeit tagen würde, Zutritt hätte. Diese Note war die einzige von Schneider verlangte Konzession. Schließlich sollte doch auch die Welt wissen, wie weit die französische „Gerechtigkeitsliebe“ gehen konnte. Ich tat dies gern, denn das erzielte Resultat war für die Zukunft bedeutender als der augenblickliche propagandistische Wert der von Schneider verlangten Veröffentlichung. Obige Unterredung fand, wenn ich mich recht erinnere, im Juli 1920 statt. Die späterhin gefällten Urteile gegen schwarze und weiße Sittlichkeitsverbrecher waren ganz bedeutend härter als die in vorhergegangenen Prozessen, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit und der Presse stattgefunden hatten.

Hatte ich hier eine einschneidende Änderung hervorrufen können, so bot sich mir beinahe in jeder Sitzung Gelegenheit, meine bevorzugte Stellung auch in anderer Weise auszunützen.

Ein eigentlicher Platz war der Presse bei meinem ersten Besuch der Sitzungen noch nicht eingeräumt. Ich beantragte dies daher in aller Form bei dem Obersten Schneider, und so wurde denn zu diesem Zweck ein Tisch in unmittelbarer Nähe des Platzes der Verteidigung bereitgestellt. Ich saß dem jeweiligen Verteidiger am nächsten, eine Situation, die ich auszunutzen wußte.

Schon lange kochte es in mir, weil die Dolmetscher des Kriegsgerichts bei deutschen Angeklagten häufig mit einer derartigen Willkür übersetzten, daß ein durchaus falsches Bild des Tatbestandes entworfen wurde. Oft war es nicht böser Wille, sondern Unfähigkeit; schändlich aber handelte der Vorsitzende, indem er keine Richtigstellung herbeiführte, obwohl er, als geborener Elsässer, wie ein Deutscher unsere Sprache beherrschte. Ich wies daher



jedesmal den jeweiligen Verteidiger auf unkorrekte Übersetzungen hin, und wenn dieser nicht einschritt, gab ich durch irgendeine auffallende Gebärde meinen Unwillen kund, wodurch unbedingt die Aufmerksamkeit des Vorsitzenden auf mich gelenkt wurde, der dann auch hin und wieder zu Verbesserungen schritt. Einmal aber schien dem Obersten mein Benehmen doch zu vorlaut gewesen zu sein. Nach einer Sitzung, in der ich selbst für französisches Kunterbunt zu weit gegangen war, ließ er mich zu sich rufen, um mir zu eröffnen, daß ich keinesfalls das Recht habe, durch Gebärden oder Zurufe in die Verhandlungen einzugreifen. Auf einen derartigen Verweis seit langem vorbereitet, erwiderte ich, daß die deutschen Pressevertreter doch auch Französisch verständen, und daß solche Übertragungen von der einen in die andere Sprache den denkbar schlechtesten Eindruck machen würden. Da hatte ich den Obersten schon wieder bei seiner schwachen nationalen Seite, und ich ging von ihm, nachdem er mich ersucht hatte, in Zukunft keine Zwischenbemerkungen mehr zu machen. Tatsächlich wurde daraufhin, mehr um den Schein bei den Presseleuten zu wahren, ein Dolmetscher abgelöst und durch einen anderen, der indessen dieselben Böcke schoß, ersetzt. Nur der Oberst verbesserte in Zukunft etwas mehr. In Wirklichkeit sprach von meinen Kollegen keiner Französisch, nur eine Dame verstand ein paar Worte.

So waren die Resultate, die ich erzielt habe, erfreulich, jedoch standen sie natürlich in keinem Verhältnis zu den Schandurteilen, die gefällt wurden. „Der Spruch der Richter war schon vor der Sitzung gefällt und der ganze Aufwand nur eitel Heuchelei.“ Dies sind nicht meine Worte, sondern ich gebe hier einen Ausspruch des Rechtsanwalts Cao-Van, eines Anamiten, wieder, der als Verteidiger am Kriegsgericht tätig war. Ich nahm natürlich daraufhin unsere gemeinsamen Landsleute, die Franzosen, gegen derartige „Unterstellungen“ in Schutz, wodurch Cao-Van sich noch mehr ereiferte und die ganze

Kriegsgerichtsgesellschaft als „chauvinistische Bande“ bezeichnete. Cao-Van betreffend, sagte mir ein anderer Anwalt, Herr Leclercq aus Nancy: „Cao-Van wird hier als Verteidiger nie einen Erfolg haben, weil er vergißt, daß es einen Krieg gab.“ Leclercq war ein glänzender Redner, seine Erfolge waren aber gleich denen des Anamiten recht gering, nur störte dies den Herrn aus Nancy nicht, da erstens Geld bei ihm die Hauptrolle spielte und er zweitens als Erzchauvinist ganz damit einverstanden war, wenn unbemittelte „Boches“ recht lange ins Gefängnis wanderten.

Vorstehende Urteile dieser beiden französischen Anwälte, die politisch entgegengesetzt orientiert waren, mögen die Rechtsprechung des Mainzer Kriegsgerichts kennzeichnen.

Wenn ich nun vorstehend einen kleinen Wirkungskreis, den ich mir vom „Echo du Rhin“ aus geschaffen hatte, geschildert habe, so ist es jetzt erforderlich, auf die Geschichte und die Art dieses Unternehmens selbst einzugehen.

## Das „Echo du Rhin“

war nicht immer das, was es im Laufe der Zeit geworden ist, ein Hetzorgan und Propagandablatt der Rheinlandkommission und ein Sportblatt der Besatzungstruppen. Hier ist seine Geschichte:

Als nach dem Waffenstillstand ein Herr Cohen (bitte die Betonung auf der letzten Silbe!) aus Paris mit vielen anderen Groß- und Kleinschiebern, mit Fett und Ölen beladen, Mainz beglückte, war er als guter Kaufmann zunächst darauf bedacht, auf seinen fettigen Sachen sitzenzubleiben, anstatt, wie die meisten es taten, seine Waren abzusetzen. Er ließ sich aus seiner Heimat noch mehr Fette und Öle kommen und stapelte seine ganzen Produkte in einem von ihm gemieteten Keller auf. Nach dieser wirklich gründlichen Vorbereitung entschloß sich Fett-Cohen, eine „Zeitung“ in französischer Sprache herauszugeben.



Ihr Format war so groß wie eine Schulheftseite; sie trug den stolzen Namen „L'Echo du Rhin“, das Echo vom Rhein! Zwar wäre „L'Echo de la Graisse“, das Fett-Echo, besser gewesen, will sagen angebrachter; denn in seinen ersten Nummern pries Cohen in verlockenden Inseraten seine Öle und Fette an, die er mit einigen Telegrammen, aus dem „Matin“ gemopst, umrahmte. Er hatte immerhin den Erfolg, daß vielleicht ein General, zwei Hauptleute, fünf Soldaten, Dr. Dorten, sieben französische und sieben deutsche Schieber seine Geistesprodukte lasen. Dagegen veräußerte er vorteilhaft Öle und Fette, wäre aber mit seinem „Echo“ einer sicheren Pleite entgegengegangen, wenn nicht Degoutte, der Kommandierende General der Rheinarmee, und Herr Tirard, der Vorsitzende der Rheinlandkommission, den Fettigen geölt hätten. So hatte Cohen keine Fette mehr, aber, wie man zu sagen pflegt, auf einmal ein großes Schwein.

Das Flugblatt sollte nun auf einer größeren Basis aufgebaut werden, Redaktionsräume erhalten, und Fett-Cohen ward als der Administrator des Unternehmens bezeichnet, der für die Zukunft pekuniäre Konzessionen und auch Garantien für seine persönliche Sicherstellung erhielt. Mit anderen Worten: die Leitung sollte einen ausreichenden Zuschuß erhalten.

Der wahre Besitzer des „Echo du Rhin“ von diesem Tage ab, der alle Kosten bestritt und bis heute viele hundert Millionen zugeschossen hat, ist Deutschland!

Degoutte und Tirard setzten sich mit Herrn Hubert Jacques in Paris, dem ehemaligen Kriegsberichterstatter des „Matin“ und der Havas-Agentur, zwecks Übernahme eines Postens als Direktor und Chefredakteur des „Echo du Rhin“ in Verbindung. Jacques, der sicher wußte, daß im Rheinland der Weizen schöner blüht als in Paris, nahm dieses verlockende Angebot an und verpflichtete noch einen Generalsekretär und zwei Redakteure, deren Zahl er später auf fünf erhöhte.

2*

Das Lokal, in das Cohens Gründung nun von der Militärbehörde zwangsweise eingemietet wurde, befand sich in der Stadthausstraße und nahm zunächst eine Etage ein. Später mußte ein Anwalt im zweiten Stock noch seine Wohnung räumen und sein Bureau verlegen, damit das „Weltblatt" sich räumlich weiter ausdehnen konnte; eine andere Ausdehnung hat es allerdings nie erlebt.

Die Bureauräume einer deutschen Zeitung können gegen die Ausstattung des „Echo du Rhin" nur als Scheunen bezeichnet werden. Diese Eleganz sollte wahrscheinlich das Ansehen Frankreichs im Rheinland heben; nur daß dies letzten Endes auf deutsche Kosten geschah, konnte der naive Besucher nicht ahnen.

So lagen die Verhältnisse, als ich im April 1920 mit Jacques vom Informationsbureau zum „Echo du Rhin" wanderte, um dort meine Tätigkeit zu übernehmen.

Man kann sich kein chauvinistischeres Milieu vorstellen als die Redaktion der französischen Zeitung in der Stadthausstraße. Was ich da habe übersetzen und schimpfen müssen, geht ins Maßlose, und es war wirklich keine leichte Aufgabe, in der Unterhaltung mit meinen „Landsleuten" und „Kollegen" mich noch wilder zu gebärden als diese. Allerdings mußte ich es tun, und es war die erste Bedingung, wollte ich das Vertrauen der Welschen erringen. So nahm ich denn nur jede denkbare Gelegenheit wahr, um meinem „französischen Chauvinismus" Luft zu machen, und schon nach kurzer Zeit hatte ich mich auf diese Weise in das Herz meiner verhaßten „Freunde" eingeschlichen. Namentlich bei Jacques stieg ich im Ansehen, obwohl er als einziger meiner Umgebung wußte, daß ich kein Franzose aus Straßburg war.

Wenn die Bedeutung einer Zeitung von der Zahl ihrer Mitarbeiter abhängt und im übrigen auch von der Verschwendung von Geldmitteln, so muß das „Echo du Rhin" unbestritten als das größte Blatt der Welt angesehen werden. Jeder Angestellte der Rheinlandkommission, des



Informationsbureaus, jeder General und Offizier, jeder Soldat, wenn er sich berufen fühlte, konnte im ehemaligen Fettblatt gegen Zeilenhonorar seinem Herzen Luft machen. Neben ihnen gab es einen Stab auswärtiger Artikelschreiber, zu denen unter anderen Poincaré und Barrés zählten.

Die jeweilige Tendenz der Zeitung, die sich fast jeden Tag änderte, ist in einem Artikel „La situation" (Zur Lage) enthalten. Ich komme hiermit zum offiziellen Regierungsmitarbeiter, der unter dem Namen J e a n G r a n i e r zeichnete. Unter diesem Pseudonym verbirgt sich einer der ersten Mitarbeiter des französischen Oberkommissars Tirard. Seine täglichen Berichte haben insofern eine Bedeutung, als sie die offiziellen Richtlinien der französischen Regierung und der durch sie delegierten Mitglieder der Rheinlandkommission darstellen. Granier befaßt sich nur mit der französisch-deutschen Politik, hetzt, schmeichelt oder erwürgt, flüstert schüchtern oder ruft Sturm, je nach den Pariser Anweisungen. Zeilenhonorar: Fünfzig Centimes! Dazu kommt noch ein Gehalt von mindestens 2000 Frank monatlich als Mitglied der Rheinlandkommission, was zusammen natürlich ein monatliches Millioneneinkommen in Mark darstellt! Graniers tägliche Artikel werden auf der m i l i t ä r i s c h e n L e i t u n g, a n d i e d a s „E c h o d u R h i n" a n g e s c h l o s s e n ist, von Koblenz nach Mainz telephonisch durchgegeben. Während der K o n f e r e n z v o n S p a kamen diese Berichte, die Ereignisse ausführlich behandelnd, früher an als die Havas-, Fournier- oder Wolfftelegramme, die dieselben Nachrichten brachten, von Granier aber bereits kommentiert waren. Er mußte daher direkte Weisungen von seiner Regierung haben, das heißt von dieser offiziell bedient werden.

Wenn so das „Echo du Rhin" zu gewissen Zeiten das Sprachrohr des Quai d'Orsay ist, so fehlt ihm aber etwas sehr Wichtiges: die Zuhörerschaft. Die Abonnenten rekrutieren sich aus wenigen Zivilfranzosen, Offizieren und

Das Lokal, in das Cohens Gründung nun von der Militärbehörde zwangsweise eingemietet wurde, befand sich in der Stadthausstraße und nahm zunächst eine Etage ein. Später mußte ein Anwalt im zweiten Stock noch seine Wohnung räumen und sein Bureau verlegen, damit das „Weltblatt" sich räumlich weiter ausdehnen konnte; eine andere Ausdehnung hat es allerdings nie erlebt.

Die Bureauräume einer deutschen Zeitung können gegen die Ausstattung des „Echo du Rhin" nur als Scheunen bezeichnet werden. Diese Eleganz sollte wahrscheinlich das Ansehen Frankreichs im Rheinland heben; nur daß dies letzten Endes auf deutsche Kosten geschah, konnte der naive Besucher nicht ahnen.

So lagen die Verhältnisse, als ich im April 1920 mit Jacques vom Informationsbureau zum „Echo du Rhin" wanderte, um dort meine Tätigkeit zu übernehmen.

Man kann sich kein chauvinistischeres Milieu vorstellen als die Redaktion der französischen Zeitung in der Stadthausstraße. Was ich da habe übersetzen und schimpfen müssen, geht ins Maßlose, und es war wirklich keine leichte Aufgabe, in der Unterhaltung mit meinen „Landsleuten" und „Kollegen" mich noch wilder zu gebärden als diese. Allerdings mußte ich es tun, und es war die erste Bedingung, wollte ich das Vertrauen der Welschen erringen. So nahm ich denn nur jede denkbare Gelegenheit wahr, um meinem „französischen Chauvinismus" Luft zu machen, und schon nach kurzer Zeit hatte ich mich auf diese Weise in das Herz meiner verhaßten „Freunde" eingeschlichen. Namentlich bei Jacques stieg ich im Ansehen, obwohl er als einziger meiner Umgebung wußte, daß ich kein Franzose aus Straßburg war.

Wenn die Bedeutung einer Zeitung von der Zahl ihrer Mitarbeiter abhängt und im übrigen auch von der Verschwendung von Geldmitteln, so muß das „Echo du Rhin" unbestritten als das größte Blatt der Welt angesehen werden. Jeder Angestellte der Rheinlandkommission, des



Informationsbureaus, jeder General und Offizier, jeder Soldat, wenn er sich berufen fühlte, konnte im ehemaligen Fettblatt gegen Zeilenhonorar seinem Herzen Luft machen. Neben ihnen gab es einen Stab auswärtiger Artikelschreiber, zu denen unter anderen Poincaré und Barrés zählten.

Die jeweilige Tendenz der Zeitung, die sich fast jeden Tag änderte, ist in einem Artikel „La situation" (Zur Lage) enthalten. Ich komme hiermit zum offiziellen Regierungsmitarbeiter, der unter dem Namen Jean Granier zeichnete. Unter diesem Pseudonym verbirgt sich einer der ersten Mitarbeiter des französischen Oberkommissars Tirard. Seine täglichen Berichte haben insofern eine Bedeutung, als sie die offiziellen Richtlinien der französischen Regierung und der durch sie delegierten Mitglieder der Rheinlandkommission darstellen. Granier befaßt sich nur mit der französisch-deutschen Politik, hetzt, schmeichelt oder erwürgt, flüstert schüchtern oder ruft Sturm, je nach den Pariser Anweisungen. Zeilenhonorar: Fünfzig Centimes! Dazu kommt noch ein Gehalt von mindestens 2000 Frank monatlich als Mitglied der Rheinlandkommission, was zusammen natürlich ein monatliches Millioneneinkommen in Mark darstellt! Graniers tägliche Artikel werden auf der militärischen Leitung, an die das „Echo du Rhin" angeschlossen ist, von Koblenz nach Mainz telephonisch durchgegeben. Während der Konferenz von Spa kamen diese Berichte, die Ereignisse ausführlich behandelnd, früher an als die Havas-, Fournier- oder Wolfftelegramme, die dieselben Nachrichten brachten, von Granier aber bereits kommentiert waren. Er mußte daher direkte Weisungen von seiner Regierung haben, das heißt von dieser offiziell bedient werden.

Wenn so das „Echo du Rhin" zu gewissen Zeiten das Sprachrohr des Quai d'Orsay ist, so fehlt ihm aber etwas sehr Wichtiges: die Zuhörerschaft. Die Abonnenten rekrutieren sich aus wenigen Zivilfranzosen, Offizieren und

Soldaten. Beim Straßenverkauf können auch einige Exemplare an Deutsche abgesetzt werden. Die Höchstauflage während der Besetzung von Frankfurt und des durch sie erhöhten Truppenkontingents betrug 4000 Exemplare, die Durchschnittsauflage indessen belief sich täglich auf 1500 bis 2000 Exemplare bei einer Kopfzahl von mindestens 125 000 Militärpersonen und Zivilfranzosen im Rheinland. Es scheiterte so der Plan Degouttes und Tirards, ein großes französisches Organ im Rheinland zu schaffen.

So standen großen Kosten als einzige, tägliche Einnahmequelle, mit der vielleicht die Freiabonnements der Bureaus und behördlichen Stellen gedeckt werden konnten, eine — halbe Seite Inserate gegenüber. Regulär zu buchen in diesem Unternehmen war nur die Summe, die aus dem Verkauf der übrigbleibenden Nummern als Altpapier resultierte.

Um das „Echo du Rhin" am Leben zu erhalten, mußte es daher mindestens für das Jahr 1920 eine Subvention von 1 200 000 Mark bekommen, die jedoch zweifelsohne bedeutend überschritten worden ist. In der folgenden Zeit verteuerte sich die Herstellung des Blattes, wie die aller Zeitungen, um ein Vielfaches. Heute dürfte es uns einige 100 Millionen jährlich kosten!

Eine solche Summe für ihre Zwecke in den Rheinlanden aufzubringen, fällt den offiziellen Franzosen nicht schwer, denn der Friedensvertrag bietet ihnen in den Artikeln über die Besatzungskosten, indem er deren Zurückerstattung anordnet, eine geradezu herrliche Handhabe. Paris gibt die nötigen Vorschüsse, und im übrigen: Deutschland zahlt alles! Nun fragt sich der naive Mensch: Ja, was hat denn das französische Fettblatt mit den Besatzungskosten zu tun? Oh, viel! Sehr viel! Freilich, man kann das nicht so ohne weiteres ahnen. Auf jeden Fall haben es die Franzosen schnell erfaßt. Diese Herren haben nämlich eine ganz außerordentliche Auffassungsgabe, wenn es sich darum handelt — Deutschland — zu — bestehlen! Für diese Behauptung folge der Beweis:

Jeder Bureauangestellte des „Echo du Rhin" besaß eine Karte als „Sécrétaire au Bureau d'Information", wie mir ja auch von Hauptmann Schneider ein solches Papier ausgehändigt wurde. Die Entlohnung erfolgte durch die Militärbehörde, und die Quittungen, die wir unterschrieben, waren militärische Verrechnungsbogen, das heißt: das Personal des „Echo du Rhin" wurde als Angehöriger der Besatzungstruppen geführt. Wer bezahlt die Besatzungstruppen? Antwort: Frankreich leistet die Vorschüsse, Deutschland erstattet zurück. Ergo: Deutschland bezahlt das Personal des „Echo du Rhin". Nun könnte vielleicht ein ganz Naiver sagen: Vielleicht verlangt Frankreich doch keine Zurückerstattung. Hierauf ist zu erwidern: Warum wurden denn da erst die Angestellten zu Armeeangehörigen gestempelt? Im übrigen aber ist die Beweisführung noch nicht zu Ende. Im Monat August 1920 erhielten wir plötzlich 150 Frank monatliche Teuerungszulage, und wir wurden — man falle nicht auf den Rücken —, wir wurden Mitglieder der „Hohen" Interalliierten Rheinlandkommission, wofür ich eine Spezial-legitimation bekam, die zur freien Reise erster Klasse im besetzten Rheinland, im Saargebiet und in Frankreich berechtigte, welch letzteres ich leider niemals ausnutzen konnte. Alles à conto der Rückzahlung! So war ich als erster und wahrscheinlich als letzter Deutscher Mitglied der H. C. J. T. R., Haute Commission Interalliée dans le territoire Rhénan!

Wie kam nun zum Beispiel ein Schreiber oder, wie es seinerzeit der Fall war, sogar ein Zeitungsausträger des „Echo du Rhin" dazu, einer Ententekommission in Deutschland anzugehören? Darauf läßt sich nur antworten, daß

man offenbar in Koblenz bedacht war, dem Personal des Fettblattes alle möglichen Vorteile zu verschaffen, damit es in seiner „Vorpostenstellung“, wie Millerand sich bei seiner Rheinreise ausdrückte, recht tapfer ausharrte. Bevor ich jedoch zu diesen Vorteilen komme, möchte ich hier feststellen, daß das „Echo du Rhin“ in dieser Epoche offiziell [illegible] die Hände der Rheinlandkommission überging, von dieser [illegible] und [illegible] Besoldung durch den Vertreter der R. K. in Ems erhielten. Wir quittierten auf R. K.-Bogen. Von diesem Augenblick an hörte das Zuschußsystem auf, und alles ging zu Lasten der Firma Tirard G. m. b. H., Koblenz. Die Cohensche Gründung war also mit der Rheinlandkommission verschmolzen! Wo ist aber der Optimist, der nun noch behaupten will, daß Frankreich vielleicht doch keine Zurückerstattung verlange? Gibt es noch einen naiven Menschen, der glaubt, daß die Welschen auch nur einen Heller für ihr Unternehmen bezahlen? Ich möchte den letzten Zweifler überzeugen; ich fahre daher in meinen Beweisen fort!

Nun geschah das schier Unglaubliche, das die Frechheit der Franzosen in ihrer ganzen Offenheit kennzeichnet oder die offene Frechheit kundtut: Als Mitglieder der R. K. hatte das ganze Angestelltenpersonal Recht auf beschlagnahmte Zimmer und Wohnungen.

Diese Tatsache zusammen mit den freien Eisenbahnfahrten ist der Anfang der Zurückerstattung.

Und jetzt zum Gipfelpunkt! Als einige Zeit später — es sickerte durch, daß die Schieberei ruchbar geworden sei — das „Echo du Rhin“, diesmal offiziell, in Militärhände überging, billigte man dem Angestelltenpersonal sämtliche Vergünstigungen zu, die Offiziere der Besatzungstruppen zu beanspruchen haben, als da sind: Beschlagnahmte Wohnung mit vorgeschriebenen Möbeln, Bettwäsche, Tischwäsche, Tischgeräte. Verheiratete erhielten Küche, Schlafzimmer, Eßzimmer und Salon, alle bekamen Kohlen kostenlos und frei in das Haus befördert. —

Das Unternehmen des „Echo du Rhin“ zahlte natürlich als solches keine Steuern, ebensowenig wie das gesamte Angestelltenpersonal, dem bekanntgegeben wurde, daß es durch deutsche Abgaben nicht belästigt, will sagen nicht belastet werden konnte. Nachdem am Tage der Übernahme durch die Militärbehörde diese einen ihrer Revisoren zur Prüfung der Kasse und der Bücher geschickt hatte, wurden von nun ab sämtliche Abrechnungen über die gesamten Einnahmen und Ausgaben dieser übersandt, wie überhaupt die militärische Stelle des Informationsbureaus das Blatt administrierte oder, besser gesagt, ständig die Gelder vorschoß, die den gänzlichen Zusammenbruch aufhielten.

So muß denn selbst der leiseste Zweifel schwinden. Es sind keine Privatkapitalien, die das „Echo du Rhin“ stützen. Es würde sich überhaupt auf der ganzen Welt kein Geschäftsmann finden, der auch nur einen Pfennig in ein solches aussichtsloses Unternehmen stecken würde.

Durch vorstehende Tatsachen ist aber lückenlos der Beweis erbracht, daß ein französisches Hetzorgan, wie ein schlimmeres gar nicht auszudenken ist, von Deutschland nicht nur, was schon die Höhe des Unmoralichen bedeuten würde, einen Zuschuß bekommt, sondern vom ersten bis zum letzten Angestellten, ja bis zum kleinsten Fetzen Papier bezahlt wird!

Ich führte an, daß das Unternehmen des „Echo du Rhin“ steuerfrei wäre, und setze hinzu, daß es in seiner Pleite wohl auch nicht bezahlen könnte. Anders ist es jedoch mit der Druckerei, die persönliches Eigentum von

man offenbar in Koblenz bedacht war, dem Personal des Fettblattes alle möglichen Vorteile zu verschaffen, damit es in seiner „Vorpostenstellung“, wie Millerand sich bei seiner Rheinreise ausdrückte, recht tapfer ausharrte. Bevor ich jedoch zu diesen Vorteilen komme, möchte ich hier feststellen, daß das „Echo du Rhin“ in dieser Epoche offiziell in die Hände der Rheinlandkommission überging, von dieser administriert wurde, und daß wir unsere Besoldung durch den Vertreter der R. K. in Ems erhielten. Wir quittierten auf R.-K.-Bogen. Von diesem Augenblick an hörte das Zuschußsystem auf, und alles ging zu Lasten der Firma Tirard G. m. b. H., Koblenz. Die Cohensche Gründung war also mit der Rheinlandkommission verschmolzen! Wo ist aber der Optimist, der nun noch behaupten will, daß Frankreich vielleicht doch keine Zurückerstattung verlange? Gibt es noch einen naiven Menschen, der glaubt, daß die Welschen auch nur einen Heller für ihr Unternehmen bezahlen? Ich möchte den letzten Zweifler überzeugen; ich fahre daher in meinen Beweisen fort!

Nun geschah das schier Unglaubliche, das die Frechheit der Franzosen in ihrer ganzen Offenheit kennzeichnet oder die offene Frechheit kundtut: Als Mitglieder der R. K. hatte das ganze Angestelltenpersonal Recht auf beschlagnahmte Zimmer und Wohnungen.

Diese Tatsache zusammen mit den freien Eisenbahnfahrten ist der Anfang der Zurückerstattung.

Und jetzt zum Gipfelpunkt! Als einige Zeit später — es sickerte durch, daß die Schieberei ruchbar geworden sei — das „Echo du Rhin“, diesmal offiziell, in Militärhände überging, billigte man dem Angestelltenpersonal sämtliche Vergünstigungen zu, die Offiziere der Besatzungstruppen zu beanspruchen haben, als da sind: Beschlagnahmte Wohnung mit vorgeschriebenen Möbeln, Bettwäsche, Tischwäsche, Tischgeräte. Verheiratete erhielten Küche, Schlafzimmer, Eßzimmer und Salon, alle bekamen Kohlen kostenlos und frei in das Haus befördert. —



Das Unternehmen des „Echo du Rhin“ zahlte natürlich als solches keine Steuern, ebensowenig wie das gesamte Angestelltenpersonal, dem bekanntgegeben wurde, daß es durch deutsche Abgaben nicht belästigt, will sagen nicht belastet werden konnte. Nachdem am Tage der Übernahme durch die Militärbehörde diese einen ihrer Revisoren zur Prüfung der Kasse und der Bücher geschickt hatte, wurden von nun ab sämtliche Abrechnungen über die gesamten Einnahmen und Ausgaben dieser übersandt, wie überhaupt die militärische Stelle des Informationsbureaus das Blatt administrierte oder, besser gesagt, ständig die Gelder vorschoß, die den gänzlichen Zusammenbruch aufhielten.

So muß denn selbst der leiseste Zweifel schwinden. Es sind keine Privatkapitalien, die das „Echo du Rhin“ stützen. Es würde sich überhaupt auf der ganzen Welt kein Geschäftsmann finden, der auch nur einen Pfennig in ein solches aussichtsloses Unternehmen stecken würde.

Durch vorstehende Tatsachen ist aber lückenlos der Beweis erbracht, daß ein französisches Hetzorgan, wie ein schlimmeres gar nicht auszudenken ist, von Deutschland nicht nur, was schon die Höhe des Unmoralichen bedeuten würde, einen Zuschuß bekommt, sondern vom ersten bis zum letzten Angestellten, ja bis zum kleinsten Fetzen Papier bezahlt wird!

Ich führte an, daß das Unternehmen des „Echo du Rhin“ steuerfrei wäre, und setze hinzu, daß es in seiner Pleite wohl auch nicht bezahlen könnte. Anders ist es jedoch mit der Druckerei, die persönliches Eigentum von

Jacques, dem Chefredakteur und Direktor der Zeitung, ist. Die Firma heißt unter dem Decknamen seiner Sekretärin Maréchal & Cie. Sie konnte mit großen Überschüssen arbeiten, denn außer dem „Echo du Rhin“ und dem „Bulletin de Presse“ — einer anderen Schrift, auf die ich noch zu sprechen komme —, für deren Verfertigung Jacques ansehnliche Summen einstreichen kann, liefert Maréchal & Cie. die Drucksachen für einen großen Teil der Rheinarmee, die Administration, die R. K. und für viele Zivilfranzosen. So befindet sich der Besitzer der Druckerei in der glücklichen Lage, sagen zu können: „Mein Unternehmen geht glänzend, ich verdiene viel Geld!“ — Ganz anders spricht natürlich dieselbe Person als Chefredakteur der Zeitung, durch die er, bei zu hohen Kostenanschlägen, reich wird. Da erklärt Jacques: „Gebt schleunigst Geld, sonst bricht das ‚Echo du Rhin‘ zusammen.“ Nun erhält der Chefredakteur eine ansehnliche Summe in seine linke Hand und übergibt sofort einen großen Teil dem Besitzer der Druckerei, seiner rechten Hand!

Die hübscheste Zwitterstellung ergibt sich aber in der Steuerfrage. Maréchal & Cie. ist ohne jeden Zweifel ein Privatunternehmen. Fräulein Maréchal sowie Jacques sind aber Mitglieder der R. K. oder Angehörige der Besatzungstruppen und infolgedessen steuerfrei — ganz abgesehen davon, daß sie eigentlich als solche gar kein Kaufmannsgewerbe treiben sollten. So dürfte also auch das Druckereiunternehmen durch Abgaben an Deutschland verschont bleiben! Wie diese Steuerangelegenheit, bei welcher auf jeden Fall geschoben wird, indessen wirklich geregelt ist, mögen berufenere Köpfe untersuchen. Eine solche Arbeit wäre übrigens, bei einem Umsatz der Firma von vielen 100 Millionen jährlich, recht lohnend und würde uns vielleicht ermöglichen, auf der einen Seite an Steuern einen Teil dessen aufzubringen, was als Rückerstattungskosten bis jetzt für die Existenz des „Echo du Rhin“ zu unseren Lasten gebucht wurde.



## Der „Rhin illustré“.

Es wäre allerdings nur ein verschwindend kleiner Teil, den wir auf diese Weise dem Diebstahlskonto würden abringen können, denn großzügig, wie sie sind, halten sich die Franzosen bei Kleinigkeiten nicht auf. Eine Tageszeitung allein genügt ihnen nicht, die Herren benötigen auch noch ein wöchentlich erscheinendes illustriertes Blatt. Herr Leutnant Brunet vom Informationsbureau war der Direktor des „Rhin illustré“, dessen Personal größer war als das des „Echo du Rhin“, und dessen Herstellung sich so verteuerte, daß selbst Herrn Tirard etwas schwarz vor den doch immerhin an hohe Zahlen gewohnten Augen wurde. Er befahl daher nach mehr als einjährigem Erscheinen die Einstellung der Zeitung, deren Personal aber der Rheinlandkommission angehörte, alle Rechte und bereits geschilderte Vergünstigungen hatte und nach dem Eingehen des „Rhin illustré“ nicht entlassen, sondern auf Urlaub geschickt wurde. Deutschland zahlt alles!

## Die „Revue Rhénane“.

Nachdem Herr Tirard einen so netten Anlauf genommen hatte, glaubte man, daß sich nun einiges ändern würde. Man hatte sich getäuscht. So gegen die herkömmliche Tradition verstößt ein offizieller Franzose nicht. Bald kamen alle Photographen, Redakteure, Übersetzer, Ausläufer, kurzum alle Urlauber wieder zurück, und neue Kräfte wurden gar noch dazugewonnen. Meine Annahme, Tirard wäre schwarz vor den Augen geworden, war falsch, im Gegenteil, er sah scheinbar alles noch durch die rosigste Brille, denn was man jetzt schuf,

eine bebilderte Schrift von etwa 50 Seiten, war so ungefähr das Teuerste, was auf diesem Gebiet gefunden werden konnte. Die „Revue Rhénane“ (Rheinische Umschau) ist äußerst elegant ausgestattet, wird auf bestem Papier mit ausgezeichnetem Material gedruckt und erfordert auf den ersten Blick für ihre Herstellung einen Kostenaufwand, den sich kein deutsches Blatt, das immerhin noch Absatz und viele Seiten Annoncen hat, gestatten kann. Für Soldaten zu teuer, wird die Revue von einigen Offizieren gekauft, dagegen kostenlos an alle behördlichen Stellen versandt; ich sah sie sogar in den Geschäftszimmern der „Völkerbunds“regierungskommission zu Saarbrücken. Sie liegt auch auf im Wartezimmer des „Saargebietspräsidenten“ Rault. Die Leser aber, an die sich die „Rheinische Umschau“ in der Hauptsache richtet, denken gar nicht daran, ihr Geld auf eine so irrsinnige Weise auszugeben. Die „Revue Rhénane“ ist nämlich als französisches Propagandablatt gedacht und spricht zu den Rheinländern. Alle Artikel sind in deutscher und in welscher Sprache gehalten und süßlich-lieb geschrieben. Da greift man in die Reservekammer Napoleons I., feiert die unter ihm tapfer kämpfenden Hessen und Rheinländer und streut mit freigebigen Händen den Samen einer rheinisch-französischen Verbrüderung aus, Samen, der auch nie die kleinste Frucht tragen wird.

Der Delegierte der Rheinlandkommission in Ems aber zahlte jeden Monat die Gehälter und verrechnete die Unkosten ganz in derselben Weise, wie ich es vorher bei dem Bruderblatt der „Rheinischen Umschau“ geschildert habe, bei dem sich in deutschem Besitz befindlichen „Echo du Rhin“ (Wenigstens ist für mich in diesem Falle der Besitzer derjenige, der zahlt!) Der geistige Leiter der Schrift neben Herrn Brunet ist der bekannte Herr Rousselier von der Rheinlandkommission. „Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig“, sagte die „Revue Rhénane“, als sie sich den fetten Bauch des „Echos vom



Rhein“ besah. Oder, bezahlte bereits Deutschland die französische Hetze in Form des „Echo du Rhin“, so mußte es natürlich auch die Kosten der welschen Propaganda in Form der „Revue Rhénane“ tragen, und so kam es, daß das „Zurückerstattungskonto“ wiederum eine erhebliche Belastung erfuhr.

Na ja, wenn Sie's nicht hätten, könnten sie's nicht machen, die „Boches“, sagte der Vorsitzende der R. K., buchte wieder zu unserem Nachteil ein paar 100 Milliönchen und war der berechtigten Meinung, daß das, was zweimal gut gegangen ist, auch zum drittenmal klappen müsse. Ich komme daher folgerichtig zum dritten französischen Presseunternehmen, dessen Bezahlung uns obliegt.

## Das „Bulletin de Presse“.

Das „Echo du Rhin“ und die „Revue Rhénane“ sind beides, wenn es auch ein Mißbrauch des Ausdrucks ist, kaufmännische Unternehmen, das „Bulletin de Presse“ dagegen ist ein Geschenkartikel der Rheinlandkommission an Zivil- und Militärstellen im Rheinland, Saargebiet, Elsaß-Lothringen und an die Ministerien in Paris. Es soll wahrscheinlich der Unbildung der offiziellen Franzosen Rechnung tragen. Da ihre Schulweisheit nur selten dazu ausreicht, deutsche Zeitungen zu lesen, übersetzt man ihnen Frankreich interessierende Artikel deutscher Blätter und gibt diese Arbeiten in Druck. Ein halbwöchentlicher Versand erhellt dann mit dieser Lektüre die gewiegtesten Köpfe sprachunkundiger Zensoren und anderer staatserhaltender Welschen. Die genaue Auflage des „Bulletin de Presse“ kenne ich nicht, doch wenn es nach Bildung und Sprachkenntnis geht, dann ist die Auflage so groß wie die des „Matin“. Ohne zu übertreiben, ist man zu der Annahme berechtigt, daß dieses Koblenzer Bildungsorgan in sicherlich ebenso

vielen Exemplaren gedruckt wird wie das Mainzer „Fettblatt“. Seine Redakteure sitzen in der Hauptsache im Mainzer Informationsbureau, mit ihrem Chef, Herrn Fac, von der Rheinlandkommission. Bei der Besprechung der Tätigkeit des Informationsbureaus komme ich hierauf zurück. Nur kurz, der Bedeutung halber, möchte ich erwähnen, daß, obwohl die R. K. am Kopfe des „Bulletin de Presse“ als verantwortlich zeichnet, obwohl sie hier also ein ganz offenes Spiel treibt, die Angestellten außer Herrn Fac zur Militärbehörde zählen, n u n zählen, denn früher waren auch sie M. d. R. K. (Mitglied der R. K.), deren Personal verringert wurde, „um Deutschland nicht zu sehr zu belasten“. Die freundlichen Franzosen haben hier die richtige Methode gefunden, indem sie ganz einfach durch eine solche Schiebung die Besatzungskosten erhöhen. So sieht das dritte und v o r l ä u f i g letzte Presseunternehmen aus, für dessen sämtliche Kosten Deutschland aufzukommen hat. Wie viele Nullen wir hier im ganzen verpulvern, weiß ich nicht, daß aber keines der drei Unternehmen ein lebenswichtiges Bedürfnis für die Besatzungstruppen oder -behörden, wie man französischerseits einwenden könnte, ist, habe ich noch zu beweisen. Weder die Besatzungstruppen noch die R. K. können sich auf die absolute Notwendigkeit des Erscheinens auch nur eines der drei Organe berufen.

Die lächerliche Auflage des „Echo du Rhin“ beweist das wenige Interesse, das man ihm selbst französischerseits entgegenbringt, und so muß schon aus diesem Grunde seine Lebensberechtigung verneint werden, zumal die Pariser Zeitungen, die bereits um 1 Uhr nachmittags in Mainz verkauft werden, dieselben Nachrichten bringen wie das Fettblatt, das um 8 Uhr morgens erscheint. Wegen der Tagesneuigkeiten kann es also wieder nicht sein, daß die Bedürfnisfrage aufgeworfen werden kann. Es bleiben also noch die lokalen Nachrichten, die das Militär interessieren könnten. Nun befaßt sich erstens das „Echo du Rhin“ so gut wie gar nicht mit dem Lokalen, zweitens verliest man aber täglich den Truppen und ihren vorgesetzten Landsleuten auf dem „Rapport du Régiment“ (Regimentsrapport) das, was für sie in der Kaserne, in Stadt und Land von Bedeutung ist, und drittens, wenn die Soldaten etwas von Belang durch das „Echo“ erfahren sollten, dann würde man vergebens warten, da es zu wenige lesen. Geradezu eine Lächerlichkeit wäre es aber, wollte man diese französische Zeitung als Verordnungsblatt der Rheinlandkommission betrachten. Ein Tirardscher Ukas richtet sich nur allzumeist an und gegen Deutsche. Er erscheint in den rheinischen Blättern, denen man seine Aufnahme zur Pflicht gemacht hat, und findet so die denkbar weiteste Verbreitung, eine wirklich genügende Verbreitung, durch die die Rheinländer nur allzuoft an ihre Bedrücker erinnert werden. Im übrigen will ja doch offiziell für seine Leser das „Echo du Rhin“ kein Verordnungsblatt, also kein offizielles Organ der Rheinlandkommission sein, da es offen amtlich immerhin nicht ganz so wütend hetzen könnte, wie dies ihm zur Gewohnheit geworden ist. Richtig ist, daß das Mainzer französische Organ unter falscher Flagge segelt, daß es dadurch auf Bauernfängerei ausgeht und glaubt, einige Inserate erhaschen zu können. Ihm aber dafür eine für die Truppen oder die R. K. sichtliche Lebenswichtigkeit zuzusprechen, ist ein derartiges Unding, daß selbst die Verfasser des Vertrages von Versailles bei einer derartigen Behauptung erröten müßten, welch letztere Aussicht, das Erröten dieser Herren, bestimmt das Höchste und Unwahrscheinlichste besagt, was sich ein Deutscher denken kann.

Von der Erforderlichkeit der „Revue Rhénane“, eines Bilderbuches, zu sprechen, erübrigt natürlich ganz, nur daß das „Bulletin de Presse“ eine Verschwendung unseres Geldes ist, möchte ich noch gern feststellen. Ich erinnere daran, daß dieses Blatt inhaltlich aus ins

Französische übertragenen Artikeln deutscher Zeitungen besteht. Eine bedeutend bessere Schöpfung als diese gesammelten Zeitungsausschnitte besteht bereits in Paris. Das dortige Auswärtige Amt sowie auch das Kriegsministerium geben Hefte heraus, die die allgemeine Lage aller Nationen und ihre Beziehungen zu Frankreich würdigen, interessierende Zeitungsartikel dieser Länder zum Abdruck bringen und auf das eingehendste kommentieren. Für höhere Offiziere und Administratoren erscheinen sogar noch geheime Blätter zur genauen Orientierung und mit direkten Richtlinien zur Lage. Gegen diese wirklich gute Arbeit, die mir später im Saargebiet zugespielt wurde, ist das „Bulletin de Presse" ein elender Wisch, und so hat es aus diesem Grunde aber auch nicht die geringste Existenzberechtigung. Es kann höchstens dazu dienen, um den Übermut der Franzosen und ihre Sucht, uns auf jede Weise materiell zu schädigen, festzunageln.

In meinen Aufzeichnungen habe ich nun lange bei dem Zeitungskapitel verweilt, weil die Feststellungen, die ich hier machen konnte, etwas Neues und bisher uns Deutschen Unbekanntes sind. Unfaßbar werden sie vielen bleiben! Gegen derartige Machenschaften sollten uns das Recht und ohne weiteres auch die Mittel, uns Gehör zu verschaffen, zur Seite stehen. Kulturwidrig ist dies Verfahren Frankreichs, der Gerechtigkeit hohnsprechend.

Allerdings ist es noch ein Glück, daß die Franzosen namentlich recht dankbare Menschen sind. Dafür, daß wir Bildung unter ihnen verbreiten und ihre Zeitungen bezahlen, zeigen sie sich auf die verschiedenste Art erkenntlich. Ich komme daher zur „liebenswürdigen" Seite der Welschen, von der sie hoffen, daß sie ihnen die Französierung des besetzten Landes erleichtert.



## Die Propaganda der Franzosen im Rheinland.

Sie ist plump und unnütz. — Nur ein chauvinistischer Träumer wie Barrés kann die Verwandtschaft der Volksseele des Rheinländers mit der eines degenerierten Parisers geschichtlich zurechtkonstruieren. Trotzdem aber ist sein Wahnsinnsgebilde vom „französischen Rhein" lebhaft von denen um Clemenceau, Poincaré und Millerand aufgegriffen worden, so daß Barrés' schon mehrere Male die Straßburger mit Vorträgen beglückt und auch an der dortigen Universität über obiges Thema Vorlesungen an die Adresse der Rheinländer gehalten hat. Wenn nun sein Ruf immer wieder ungehört verhallt und seine Thesen, bei den allermildesten Umständen, höchstens verlacht werden können, so möge der große Prophet daraus den Schluß ziehen, daß seine „Verwandtschaft der Volksseelen" so ungefähr die „fixeste" Idee ist, die ein französischer Chauvinist haben kann.

Über die Handvoll Männeken um Dorten und Smeets herum, die zu jeder Tag- und Nachtstunde bereit sind, „Vive la France!" zu brüllen, kann man hinweggehen, ohne über sie auch nur ein Wort zu verlieren. Man muß schon wirklich mit seinen Gedanken der Welt entrückt sein, in höheren Sphären schweben oder aber gewohnheitsgemäß verbrecherisch handeln, wenn man, wie die Franzosen und Dorten es tun, sich gegenseitig unterstützt mit dem Ziele einer dauernden Lostrennung der Rheinlande und dem der Errichtung eines französischen Walls an unserem deutschen Strom. Daß aber der verunglückte Staatsanwalt und seine westlichen Seelenverwandten propagandistisch wie die Kletten zusammenkleben, möge folgender Vorfall beweisen, der durch seine Unerhörtheit wahrlich an mittelalterliche Zustände erinnert.

Als Dorten, wie bekannt ist, in Wiesbaden verhaftet und nach Leipzig transportiert wurde, ging diese Nachricht dem „Echo du Rhin“ telephonisch von der Rheinlandkommission zu *mit der Anweisung*, über diesen Fall Dorten *nur offizielle Koblenzer Meldungen zum Abdruck zu bringen*. Tags darauf kam denn auch etwas „Offizielles“! Die R. K. ließ durch ihr Organ verkünden, daß Frau Dr. Dorten, nach der Verhaftung ihres Mannes, in ihrer Villa in Wiesbaden nachts durch heftiges Läuten aufgeweckt worden wäre. Daraufhin hätte sie ein Fenster geöffnet, um sich nach der Ursache des nächtlichen Alarms umzusehen, wobei sie von mehreren Männern angerufen worden wäre, die unter dem Vorwand, Papiere ihres Mannes in Sicherheit bringen zu wollen, Einlaß begehrt hätten. Nach vergeblichem Bemühen wären sie aber wieder verschwunden. — Also, eine ganze Räubergeschichte, die das Schlimmste vermuten ließ und noch weiter von der R. K. propagandistisch kommentiert wurde, wobei natürlich die „preußische Methode“ nicht übel mitgenommen wurde.

*An dieser ganzen offiziellen Koblenzer Meldung der Rheinlandkommission war aber nicht ein einziges wahres Wort. Der gemeldete Vorfall war von A bis Z erlogen*, und Frau Dr. Dorten sah sich plötzlich wider ihren Willen als Heldin eines Kinodramas. Tatsache ist, daß sie damals selbst dem „Echo du Rhin“ mitteilte, es *sei einer Schwindelnachricht zum Opfer gefallen!* Auf diese Weise bekam ich Kenntnis von dem Unfug. Dementiert wurde indessen nichts!

Die Absicht Tirards war aber erreicht. Sämtliche französischen Blätter druckten die Meldung des „Echo du Rhin“ ab, die ihnen eine willkommene Gelegenheit gab, gegen die „Boches“ zu hetzen, die selbst vor einer hilflosen Frau nicht haltmachten und versuchten, diese zu nächtlicher Stunde gleichfalls zu entführen. So setzte auf der einen Seite eine nichtswürdige Hetzerei ein, während



das Mainzer französische Organ in den folgenden Tagen diese Gelegenheit zu Propagandazwecken wahrnahm und gegen preußische Gewalttätigkeiten wetteiferte, „die ein Rheinländer natürlich weit von sich weisen würde“.

Was sollen wir „Boches“ aber zu dieser offiziellen Lügenmethode sagen, die altspanischen Inquisitionskniffen verdammt ähnlich sieht? Durch dieses Manöver der R. K. sollte ganz einfach für Dorten Stimmung gemacht werden. „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Sie mögen weiter ihre Irrwege gehen, ohne daß wir uns hierüber beunruhigen, und wenn sie sich mit der verrückten „Rheinischen Republik“ noch nicht den Schädel eingerannt haben, so beweist diese Zähigkeit, trotz aller widerfahrenen Abfuhren, nur ihre ganze Unkenntnis der wahren rheinischen Volksseele, deren gründliches Studium man allerdings den Franzosen zur Heilung ihrer Wahnideen von der „Verwandtschaft“ anraten könnte.

Ganz beseelt indessen von diesem Gedanken rückte Mangin, Frankreichs „Diplomatengeneral“, nach dem Waffenstillstand in Mainz ein, lieh Dorten und Genossen beide willige Ohren, ließ sich von ihnen über die Ausdehnung der „Bewegung“ täuschen, begünstigte die Ausrufung jener Eintagsfliege, der „Rheinischen Republik“, und konnte, nachdem die „Herren Minister“ den ganzen Tag über in Kraftwagen herumgesaust waren, diese nach dem kurzen Traume wieder in seinen Autos — Benzin auf Besatzungskosten! — nach Hause fahren. Sie wurden danach zur ewigen Ruhe bestattet und sind von diesem Zeitpunkt an mausetot, so daß sie schon einmal wie Dorten nach Paris fahren oder wie Smeets mit einer Kugel bedacht werden müssen, damit man wieder auf sie als die traurigsten Gestalten am Rhein zu sprechen kommt. Es sind lächerliche Figuren ohne jede Bedeutung!

Mangin wurde dann abberufen und mußte einsehen, daß es bedeutend leichter ist, Schwarze im Senegal zu

rekrutieren, als am deutschen Rhein französische Geschäfte zu betreiben.

Sein Nachfolger Degoutte tritt weniger offen auf, wie denn überhaupt die Propaganda zum größten Teil in die Hände der Rheinlandkommission übergegangen ist. Auf jeden Fall muß man feststellen, daß die Welschen trotz ihrer ständigen Mißerfolge immer noch weiter bemüht sind, eifrig, aber vergebens in die Rheinländer eine französische Seele zu blasen.

Ich will nur einige ihrer Mittel und Mittelchen aufzählen, eine Zeitvergeudung wäre es indessen, länger bei den fruchtlosen Versuchen verweilen zu wollen, und würde direkt eine Beleidigung unserer Brüder am Rhein darstellen. Wie bekannt, haben die Franzosen ihr Augenmerk hauptsächlich auf drei Felder geworfen: Musik, Kunst und Sport. So wären innerhalb dieses Programms zu nennen: Öffentliche Konzerte des Orchesters der Rheinarmee, Sinfoniekonzerte, französische Kunstausstellungen, Pferderennen, Reiterspiele, Opernvorstellungen mit französischen Solisten in den Theatern zu Wiesbaden, Mainz und Trier.

Dieser letzte Punkt, obwohl bekannt und schon erörtert, gibt mir Anlaß zu einigen Bemerkungen.

Ich sah in Mainz „Carmen", sämtliche Hauptpartien von ersten Kräften der Pariser Oper besetzt. Die Vorstellung stand auf einem hohen künstlerischen Niveau und mußte die französische Propagandastelle eine beträchtliche Summe gekostet haben, wenn nicht, was man bei den Welschen ja nie wissen kann, vorher die Künstler Mitglieder der Rheinlandkommission oder Angehörige der Besatzungstruppen geworden waren! Wie dem auch sein möge, sicher ist, daß die wenigen Deutschen, die sich französische Vorstellungen ansehen, mit dem Gefühl nach Hause gehen, gute Kunst gehört zu haben.

Was aber Frankreich kann, muß Deutschland auch



möglich sein. Der Etat der Stadttheater in Mainz und Trier erlaubt nicht die Verpflichtung ganz erster Kräfte, es muß sich daher von Reichs wegen eine Stelle finden, die Gastspiele hervorragender deutscher Künstler im besetzten Gebiet finanziert, vor allem aber, ohne daß die Preise der Plätze erhöht werden. Ein klein wenig müssen wir schon auf französische Anregungen reagieren, dies nicht wegen einer etwaigen Durchschlagskraft der welschen Propaganda — sie ist gleich Null —, sondern um den Franzosen zu zeigen, daß die „art Boche" (Kunst der Boches), wie sie sagen, auch ganz ansprechend ist und mindestens jeder fremdländischen Leistung gleichkommt. Die Franzmänner haben allerdings in Wiesbaden Gelegenheit, deutsches künstlerisches Schaffen zu bewundern, die dortige Oper gibt aber zu wenig Gastspiele im Rheinland, ganz abgesehen vom Saargebiet, in das die Kasinogesellschaft in Saarbrücken einmal verschiedene Wiesbadener Künstler für ein „internes" Gastspiel verpflichtete. Meiner Intervention gelang es damals, daß ein Privatunternehmen noch zwei öffentliche Abende mit den Wiesbadenern veranstaltete. Mein Plan, sie auf eigenes Risiko für mehrere Orte des Saargebiets zu gewinnen, scheiterte an den zu hohen Garantieforderungen des Tourneeleiters. Hier gilt es deutscherseits einzusetzen. Schöne, hehre Kunst von seinen Landsleuten zu hören, erhöht das Nationalgefühl und hebt den Nationalstolz, was beides in unseren Zeiten nie und nirgendwo schaden kann.

Wenn ich jetzt vom Theater direkt zum Friedhof überspringe, so tue ich dies aus der Erwägung heraus, daß die nun kommenden Sätze eine Komödiantenhandlung beschreiben, die in die Nähe des Theaters gehört.

1920 waren 50 Jahre seit dem Kriege 1870 verflossen, eigentlich kein Grund für Frankreich, eine große Feier zu veranstalten, vielleicht aber ein Erinnerungstag zu propagandistischer Verwertung. So kam denn eine Zeremonie auf dem Friedhofe zustande, die trotz des Ernstes,

den der Ort jedem einflößt, nichts Erhebendes für mich hatte.

Die projektierte Feier wurde schon seit einigen Tagen in jeder Ausgabe des „Echo du Rhin" auf französisch und deutsch bekanntgegeben und besonders darauf hingewiesen, daß auf den Gräbern der dort ruhenden französischen Kriegsgefangenen, aber auch auf denen der 1806/15, 1870/71 und im Weltkrieg gefallenen Deutschen Kranzspenden von der Besatzungsbehörde niedergelegt würden. Die Franzosen rechneten daher auf eine einigermaßen zu photographierende Beteiligung der Mainzer. Der Tag rückte heran und mit ihm ein recht erbaulicher Landregen, der allenfalls den Welschen für das Ausbleiben der Deutschen als Entschuldigung dienen konnte. Wenn aber die Sonne geschienen hätte, so wäre sicherlich der Erfolg nicht größer gewesen.

Der Platzkommandant von Mainz präsidierte die Versammlung, während der Vorsitzende des Cercle civil, Vereinigung der Zivilfranzosen, ein früherer Oberst, am Grabe der napoleonischen Krieger eine der ärgsten Propagandareden hielt, die ich jemals gehört habe. Nicht nur, daß er die Zusammengehörigkeit der Rheinländer und Franzosen als Kampfgenossen unter Napoleon hervorhob, nicht nur, daß er ihre sprichwörtliche Tapferkeit und ihre Verehrung des Korsen schilderte, nein, er griff zurück bis in das 16. Jahrhundert, um zu beweisen, daß bereits zwischen Mainz und Trier und König Franz I. von Frankreich enge Bande geknüpft waren. Im Jahre 1518 hätten nämlich die Kurfürsten von Mainz und Trier auf eine Wahl Franz' I. zum römischen König hingearbeitet, anstatt die Bestrebungen des deutschen Kaisers Maximilian zugunsten seines Enkels Karl, des nachmaligen Karls V., zu unterstützen. Man denke sich, im Jahre 1518!

Es war eine Komödie, die so leicht nicht übertroffen werden kann! — Ein richtiges Licht auf die wahre Mentalität der Franzosen wirft es aber, wenn man sich vergegenwärtigt, daß angesichts der Gräber der Toten und in Schändung der friedlichen Kirchhofsruhe eine derartige Propaganda betrieben werden konnte!

Unter diesen Punkt, Versuche der Französierung durch Reden, will ich noch einige Zeilen Professor Bourget widmen. — Frankreichs Wanderredner macht eine gute, joviale Figur. Bourget ist von der Propagandastelle ausersehen, durch Vorträge in den Städten und Städtchen des Rheinlands den „Verwandten" die Pariser Grüße zu vermitteln und schüchtern, lieb zu locken, so etwa, wie wenn man die Hühner ruft, denen man Körner zum Fraße streut. Piep! Piep! Piep!

Sein Lieblingsthema ist der „Geist des Rheins", der durch einige rednerische Akrobatenkunststücke natürlich zum Geist Frankreichs wird. In seinen Vorträgen ist Bourget, wenn er von Deutschland spricht, äußerst maßvoll, so daß ein sentimental naiver Zuhörer beinahe geneigt wäre, ihm zuzurufen: „Bravo, Landsmann von der Mosel" — Moselle! Dieser Professor ist aber ein ganz raffiniertes Gaunerchen, der innerhalb der vier Wände seines Zimmers doch etwas andere Ansichten vertritt.

Um das Manuskript eines seiner Vorträge zur Veröffentlichung für das „Echo du Rhin" zu haben, begab sich ein Redakteur in das Hotel de Hollande, um den Herrn Bourget aufzusuchen. Es ergab sich ein Gespräch, das mir überliefert wurde, und dessen Kernsätze wert sind, veröffentlicht zu werden. Der Herr Professor meinte: „Es ist ein Fehler, in welcher Form man es auch immer tue, im Rheinlande auf Deutschland zu schimpfen. Im Gegenteil, man darf nicht vergessen, daß die Germania auf die Ufer des Rheins herniederblickt. (Niederwalddenkmal.) — Sie sieht eigentlich mehr nach Westen, und sie weiß, warum! — Die Rheinländer sind verpreußt (prussianisé). Unsere Propaganda kann gar nicht versteckt genug betrieben werden. Wenn sie nur geahnt wird, ist sie bereits verfehlt. (Si on la soupçonne elle est dejà manquée.) Ich glaube mir hier einen ansehnlichen

Anhängerkreis zu schaffen, den ich mir zurechtschmieden kann bis zu dem Zeitpunkt, wo es mir erlaubt sein wird, auch einmal derbere Worte zu gebrauchen."

Wie man sieht, macht sich der gute Bourget Illusionen. Daß er sich in der heutigen schweren Zeit durch Vorträge im Rheinland einen lohnenden Nebenverdienst verschafft, ist ihm nicht zu verdenken. Selbst seinen Optimismus soll er behalten, wenn er ihm wohltut. Nur bin ich gespannt auf den Tag, an dem er „derbere Worte gebraucht".

Nach den Französierungsversuchen durch Musik, Kunst und Sport käme ich nun zur Propaganda der Schrift, die sich auf die bereits erwähnten Presseunternehmen beschränkt. Wegen ihrer gänzlichen Unwichtigkeit übergehe ich sie an dieser Stelle vollkommen, doch, um auch den Humor auf seine Rechnung kommen zu lassen, sei folgender Begebenheit gedacht:

Schon als ich meinen Dienst am „Echo du Rhin" antrat, wurden diesem umfangreiche Artikel von Herrn Dr. Efferz aus Bonn zugesandt, die den Titel trugen: „Geschichtlich = philosophische Betrachtungen." (Considérations historo=philosophiques.) Diese kunstgerecht in das Französische zu übertragen, sollte meine erste Aufgabe sein. Ich begann nun zunächst damit, mir die Serie Artikel, die bereits vorlag, durchzulesen. Ich las und las und begriff absolut nicht, worauf der Bonner Doktor hinaus wollte.

Er sprach von großen und kleinen Füßen, von großen und kleinen Köpfen, besser gesagt, von dicken und von dünnen, und wollte an der Hand der Geschichte und mit allen möglichen Hilfsmitteln der Wissenschaft nachweisen, daß große, dicke Köpfe und kleine Füße Intelligenz bedeuteten, und kleine, dünne Köpfe und große Füße geistigen Verfall anzeigten. Die dicken Köpfe und die kleinen Füße hatten aber nach ihm die Gallier, und die dünnen Köpfe und großen Füße waren den Germanen zu eigen. Ergo: Die Franzosen sind intelligent und wir Deutschen stumpfsinnig. In Hunderten von Seiten mit einer Überschwemmung von Fremdwörtern und wissenschaftlichen Ausdrücken kam er ungefähr zu obigem Schluß.



Die Geschichte mit den Köpfen und den Füßen kam mir denn doch etwas bedenklich vor, und ich hielt dem Chefredakteur Jacques einen Vortrag über den Inhalt, soweit ich ihn erfaßt hatte. Vieles war mir zu hoch, alles aber gänzlich ungeeignet für eine Zeitung. Da bin ich aber schön angekommen: Dr. Efferz sei eine Kapazität, ein ganz hervorragender Wissenschaftler und im übrigen als Deutscher eine großartige Reklame für das „Echo du Rhin". Das letztere verstand ich, indessen wollte mir die Geschichte mit der Kapazität nie in den Schädel. Er bestand auf der Übersetzung, und tatsächlich wurden die Artikel auch aufgenommen.

Da kam eines Tages Jacques ganz aufgeregt in mein Bureau und legte mir ein Telegramm aus Bonn auf den Tisch. in dem zu lesen war:

„Man will mich mit Gewalt als Geisteskranken in eine Irrenanstalt bringen. Bitte protestieren. Dr. Efferz."

Ich dachte an die Kapazität, an die Fremdwörter, an den hervorragenden Wissenschaftler, ich dachte an die Köpfe und an die Füße und „platzte raus", wie ich noch nie gelacht habe. Unsere „geschichtlich=philosophischen" Betrachtungen sollten ins Irrenhaus wandern!

Jacques meinte, es wäre unter diesen Umständen doch angebrachter, die Artikelserie zu unterbrechen — und dies geschah.

Ob das „Echo du Rhin" protestiert hat, ist mir nicht bekannt, immerhin hatte aber das offizielle Frankreich alle Ursache, für den Mann mit den dicken Köpfen und kleinen Füßen als Kronzeugen für welsche Intelligenz einzutreten!

Aller Voraussicht nach sitzt Efferz wohl in seiner

Gummizelle und sieht vor seinem wissenschaftlichen Auge: Dicke, dicke Köpfe und kleine, kleine Füße!

Bis hierher die unnütze, plumpe und nur zeitverschwendende Propaganda durch Wort, Musik und Schrift. Ich komme nun zur Besprechung eines Punktes, der auch in dieses Kapitel fällt und der einmal ohne alle Vorsicht zu behandeln ist.

## Versuche der Französierung durch Heiratserlasse.

Nicht weil ich diese Methode für gefährlich halte, will ich bei diesem Punkt einige Zeit verweilen, nein, weil die Heiratserlasse berufen sind, die übelsten Täuschungen hervorzurufen.

Ich spreche von Heiratserlassen, da Belgien bereits vor zwei Jahren derartige Verordnungen herausbrachte, die bei den Franzosen erst neueren Datums sind. Die welsche Verfügung hat ungefähr folgenden Wortlaut:

„Es ist den Angehörigen der Besatzungstruppen gestattet, mit Mädchen aus dem besetzten Gebiet Ehen einzugehen, wenn diese geborene Rheinländerinnen sind."

Die Belgier gingen seinerzeit noch weiter, indem diese Ehen nicht nur gebilligt, sondern für eheliche und uneheliche Kinder belgischen Soldaten von Staats wegen Unterstützungen gezahlt wurden. (Nach dem Antrag des Brüsseler Oberbürgermeisters Marx.)

Kann man nach der zweiten belgischen Verfügung noch zur Ehre der Verordner der Heiratserlasse annehmen, daß diese nur propagandistisch ihrem Lande dienen wollen, wenn sie mit Hilfe französischer Militärs welsche Sitten, Gebräuche und Anschauungen in deutsche Familien tragen wollen? Ist es ihnen überhaupt ernst mit dem Heiratserlaß? Soll ein solcher nicht etwa nur



ein Köder sein und, wenn das Wort schon einmal gesprochen werden muß, eine Frankspekulation, ein Valutakauf deutscher Mädchen? — Ich lasse die Beantwortung dieser Frage offen, es wird aber keinen Menschen geben, der nach derartig merkwürdigen Verfügungen die Berechtigung, solche Fragen aufzuwerfen, nicht verstehen wird.

Sicher ist, daß durch den welschen Erlaß deutsche Mädchen sich bewogen fühlen sollen, den Franzosen ein größeres Vertrauen als bisher entgegenzubringen. Wenn dies eines der Ziele ist, so kenne ich denn doch einen anderen Weg, dahin zu gelangen, als durch eine militärische Verordnung.

Rein menschlich betrachtet, ist es zu verstehen, daß selbst Franzosen und auch deutsche Mädchen eine tiefere Zuneigung zueinander fassen. Diese Fälle kommen vor, wir sind alle nur Menschen. Nun heiratet man aber nicht von heute auf morgen, und Ausländern gegenüber ist immer Vorsicht geboten. Der Erlaß der Militärstelle ist daher vollkommen überflüssig. Die Dienstzeit der Franzosen dauert 18 Monate, davon rollen sich mindestens die ersten drei Monate zur Ausbildung in Frankreich ab, bleiben noch 15 Monate, die der Betreffende als Soldat im besetzten Gebiet verweilt. Diese 15 Monate bis zur Beendigung der Dienstzeit können beide warten, und einmal der Militärrock abgeworfen, pfeifen sie auf Heiratserlasse des Generals!

Von einem Berufssoldaten zu sprechen, erübrigt sich. Das Sinnbild unserer Bedrückung und noch dazu in einem geknechteten Lande gehört nicht in eine deutsche Familie!

Nach meinen Erfahrungen warne ich auf das entschiedenste vor „Bekanntschaften" mit französischen Militärs. Man muß mit ihnen täglich verkehrt und gesprochen haben, man muß ihre Jagd nach Vergnügungen kennen, man muß aber auch wissen, daß sie, gestützt auf ihre Machtvollkommen-

heit" als Franzosen, zu jeder Täuschung sich gegenseitig die Hand reichen und in Augenblicken, in denen auf sie gerechnet wird, auch zu verschwinden wissen. Da macht ein bewilligtes Gesuch um Versetzung eine Hoffnung zunichte, die besser im eigenen wie auch in unserem allgemeinen Interesse nicht aufgekommen wäre. Die Heiratserlasse leisten den übelsten Täuschungen Vorschub, sind als Propagandamittel geradezu lächerlich, wären aber als das gemeinste Verbrechen zu brandmarken, wenn ihnen zweifelhafte Entstehungsgedanken zugrunde liegen würden.

Gutgläubige Mädchen, die so den Franzosen zum Opfer fallen, muß man bedauern; es gibt aber andere „Bräute", die unsere tiefste Verachtung verdienen. Es sind dies die Frauenzimmer, die den fremden Soldaten buchstäblich nachlaufen und so den Ruf der deutschen Frau auf das bedenklichste schädigen. Für diese Weiber, um die es wirklich nicht schade ist, wenn sie, als Folge ihrer Zügellosigkeit, die schlechtesten Erfahrungen machen, ist die Strafe des Haarabschneidens, die einige vernünftige Landsleute in der Pfalz anwandten, äußerst berechtigt, und trotz allen Einschreitens der Besatzungsstellen zugunsten dieser Sippe wäre es angebracht, wenn die Schere gegen solche Frauenzimmer, die verwirkt haben, Deutsche genannt zu werden, bei jeder sich bietenden Gelegenheit gründlich gebraucht werden würde. Im übrigen wäre es sehr zu begrüßen, wenn durch den Eheerlaß der Franzosen einige dieser Jungfrauen nach recht entfernten westlichen Gegenden heiraten könnten.

Trotzdem über das von den Franzosen mit viel Fleiß, aber ohne Nutzen beackerte Feld der Propaganda noch viel zu sagen wäre, will ich diesen Punkt nun beschließen, da ich möglichst vermeiden möchte, bereits durch Zeitungen Erörtertes oder in anderen Abhandlungen Gewürdigtes noch einmal zu besprechen, ohne neue Momente anführen zu können. Andererseits würde ich von



den mir gezogenen Richtlinien, nur Gesehenes oder Erlebtes wiederzugeben, zu weit abkommen.

Bevor ich nun das Rheinland verlasse, muß ich kurz auf eine Institution zurückkommen, die, da sie im Saargebiet nicht besteht, in die Handlung nicht wieder eingreift. Ich meine

### das Informationsbureau.

Sein Name besagt nicht ganz die Art der dort geleisteten Arbeit, denn als eigentliche Informationsstelle ist es nicht zu bezeichnen, wenn es natürlich auch im Fahrwasser der offiziellen Spionage segelt, die mich indessen erst später beschäftigen soll. Die eine Abteilung leitet, wie schon früher erwähnt, der Hauptmann Schneider. Hier konnte ich nur harmlose Arbeit bemerken, und ich würde an dieser Stelle gar nicht bei der Gruppe verweilen, wenn ich nicht zum Verständnis von bereits vorher Erwähntem doch ein wenig haltmachen müßte.

Wer diese Abteilung zum erstenmal betritt, glaubt sich eher in einem Lesezimmer als in einem militärischen Bureau zu befinden, zumal man nur Zivilpersonen bemerkt, Männlein und Weiblein durcheinander, rauchend, plaudernd, und der Merkwürdigkeit halber arbeiten auch einige. Auf den Tischen sind deutsche Zeitungen in beschaulicher Menge aufgestapelt. Hier entsteht nämlich das „Bulletin de Presse", von dessen nutzloser Existenz ich bereits berichten konnte. Es wurden da so ungefähr sämtliche Artikel übersetzt, die das Wort Frankreich enthalten. Das ist ja nun keine kleine Arbeit, aber man nimmt sich Zeit. Die Übertragungen laufen dann bei Fac, den wir bereits kennen, durch den Filter, der sie ganz oder in Auszügen der R. K., das heißt Tirard und seinen Trabanten, zuschickt. Dort werden die Artikel noch einmal beäugelt, gesammelt und in Druck gegeben.

Wie ich an anderer Stelle schon bemerken konnte, ist

auf die „verfluchte Arbeit“. Indessen hatte ich mir bereits einen Kriegsplan zurechtgelegt, denn ich wußte damals nicht, ob der Leutnant mich für einen Deutschen oder für seinen Landsmann hielt. Tat er das erstere, so war aus ihm, wenn ich keine List anwandte, nicht viel herauszubekommen. — Ich saß Pollak gegenüber und spielte wie ganz zufällig mit meiner „Guidekarte“ vom „Deuxième Bureau“, so wie ein nervöser Mensch zu tun pflegt, und auf eine solche Weise, daß der Leutnant die Karte erkennen mußte. Ich konnte dann für ihn nur ein Franzose oder eine Vertrauensperson sein. Der Verlauf der Unterredung ergab, daß das erstere der Fall war, denn wenn er von Deutschen sprach, gebrauchte er die Bezeichnung „Boche“, was er nicht getan haben würde, wenn er in mir keinen Franzosen gesehen hätte.

Pollak erklärte mir nun, daß ihm noch Wahlresultate einzelner Städte fehlen würden. Dabei kramte er in seiner Schublade herum und holte ein Material hervor, das, wenn auch ohne große Bedeutung, mir doch nicht einerlei sein konnte.

Er befaßte sich gegenwärtig mit der Einteilung Deutschlands nach Wahlkreisen und der Vorherrschaft der einzelnen Parteien, wobei, und darin liegt das Interessante, Bayern, Hessen, das besetzte und das Ruhrgebiet mit derselben Farbe kartenmäßig aufgetragen waren. — Eine weitere Aufstellung zeigte das zahlenmäßige Verhältnis der verschiedenen Konfessionen zueinander, und zwar nach Provinzen und Städten. Wieder waren Bayern, Hessen, das besetzte und das Ruhrgebiet getrennt und auch als gemeinsames Ganzes angeführt. Ich knüpfe hieran keine Betrachtungen, sondern gebe lediglich meine Beobachtungen wieder, deren andere mehr zu Papier zu bringen ich nicht für angebracht halte. Das Geschilderte genügt zur Feststellung, daß das Informationsbureau, Abteilung Schweißgut, sich mit der Nachrichtenermittlung befaßt. Es sei noch erwähnt, daß diese Stelle nach Beendigung der Arbeit diese dem

diese Abteilung des J. B. weiter nichts als eine Koblenzer Zweigstelle, die Angestellten figurieren nur, anstatt bei der Rheinlandkommission ihren Ehrenplatz zu haben, in der Verrechnung unter den militärischen Lasten. Frankreich wußte seinen R. K. g. B. A. zu groß. Wenn jemand „zufällig“ diese Buchstaben nicht verstanden haben sollte, so will ich der Einfachheit halber den Satz wiederholen: Frankreich wußte seinen Rheinlandkommissiongesamtbeamtenapparat zu groß — er war ja in der Tat so riesig wie das Wort selbst —, es kennt aber seine Fehler und weiß sie dank unserer „Liebenswürdigkeit“ zu verschleiern!

Ich wende mich nun von Schneider, der mir leider keine Gelegenheit gab, mehr von ihm zu erzählen, ab und der zweiten Abteilung des J. B. zu.

Im Jahre 1920, zur Zeit der Reichstagswahlen, kam ich zum erstenmal in das Geschäftszimmer des Majors Schweißgut. (Bitte zu sprechen: Schwweeesgüüüth, so recht weeech!) Er war der Leiter dieser Gruppe des J. B. und wurde von zwei Offizieren assistiert. Ich nahm für das „Echo du Rhin“ dort täglich die von den Franzosen aufgefangenen Nauener Funksprüche in Empfang.

Von dieser Stelle wurde ich nun in den ersten Tagen nach den Reichstagswahlen häufig angerufen und nach den zahlenmäßigen Wahlergebnissen gefragt, die mir ja durch Wolfftelegramme bekannt waren. Es war für mich erwiesen, daß die Auskünfte, die ich gab, die Schweißgut & Co. allerdings auch aus jeder Tageszeitung hätten nehmen können, als Unterlage für irgendeine statistische Arbeit dienten.

Bei meinem nächsten Besuche traf ich Leutnant Pollak. Gerade mit ihm hatte ich immer am Telephon gesprochen. Ich faßte die Angelegenheit beim Schopf und fragte ihn, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches handelte, ob er bald mit seiner Statistik fertig wäre. Er glaubte, mir wahrscheinlich bereits eine diesbezügliche Mitteilung gemacht zu haben, und schimpfte



auf die „verfluchte Arbeit“. Indessen hatte ich mir bereits einen Kriegsplan zurechtgelegt, denn ich wußte damals nicht, ob der Leutnant mich für einen Deutschen oder für seinen Landsmann hielt. Tat er das erstere, so war aus ihm, wenn ich keine List anwandte, nicht viel herauszubekommen. — Ich saß Pollak gegenüber und spielte wie ganz zufällig mit meiner „Guidekarte“ vom „Deuxième Bureau“, so wie ein nervöser Mensch zu tun pflegt, und auf eine solche Weise, daß der Leutnant die Karte erkennen mußte. Ich konnte dann für ihn nur ein Franzose oder eine Vertrauensperson sein. Der Verlauf der Unterredung ergab, daß das erstere der Fall war, denn wenn er von Deutschen sprach, gebrauchte er die Bezeichnung „Boche“, was er nicht getan haben würde, wenn er in mir keinen Franzosen gesehen hätte.

Pollak erklärte mir nun, daß ihm noch Wahlresultate einzelner Städte fehlen würden. Dabei kramte er in seiner Schublade herum und holte ein Material hervor, das, wenn auch ohne große Bedeutung, mir doch nicht einerlei sein konnte.

Er befaßte sich gegenwärtig mit der Einteilung Deutschlands nach Wahlkreisen und der Vorherrschaft der einzelnen Parteien, wobei, und darin liegt das Interessante, Bayern, Hessen, das besetzte und das Ruhrgebiet mit derselben Farbe kartenmäßig aufgetragen waren. — Eine weitere Aufstellung zeigte das zahlenmäßige Verhältnis der verschiedenen Konfessionen zueinander, und zwar nach Provinzen und Städten. Wieder waren Bayern, Hessen, das besetzte und das Ruhrgebiet getrennt und auch als gemeinsames Ganzes angeführt. Ich knüpfe hieran keine Betrachtungen, sondern gebe lediglich meine Beobachtungen wieder, deren andere mehr zu Papier zu bringen ich nicht für angebracht halte. Das Geschilderte genügt zur Feststellung, daß das Informationsbureau, Abteilung Schweißgut, sich mit der Nachrichtenermittlung befaßt. Es sei noch erwähnt, daß diese Stelle nach Beendigung der Arbeit diese dem

„Zweiten Bureau" übermittelt, auf dessen Tätigkeit jedoch hier noch nicht eingegangen werden soll.

*

Als ich im April 1920 mit Jacques zur Stadthausstraße ging, sah ich ein großes Arbeitsfeld vor mir. In dieser Beziehung hatten sich meine Hoffnungen bestätigt, denn bei meinem Weggang vom „Echo du Rhin" war ich nicht nur um einige Erfahrungen reicher, die mir in der Zukunft Nutzen brachten, sondern ich wurde auch mit Papieren ausgerüstet, die meinem ferneren Fortkommen bei französischen Behörden alle Türen öffneten. Wie dies geschah, ist für die weitere Entwicklung der Abhandlung wichtig und auch wert, erzählt zu werden.

Die Geschichte fing mit einem scheinbaren Unglück an. Als ich eines Tages im Oktober 1920 auf der „Großen Bleiche" in Mainz einen Abendspaziergang machte, kam mir plötzlich ein französischer Offizier entgegen, den ich als den Hauptmann Dollet erkannte. Er war seinerzeit in Marokko mein Kompagnieführer, der 23. Komp. des II. Regiments der Fremdenlegion, bei der und bei ihm ich als Pangermanist verschrien war. Ich steuerte schnell auf die andere Straßenseite, ehe er mich zu Gesicht bekam. Wie ich an der Uniform sah, stand Dollet jetzt bei den marokkanischen Schützen, die in Mainz kaserniert waren. Es lag also die Möglichkeit nahe, daß er auch einmal, wie viele seiner Kameraden, zufällig auf die Geschäftszimmer des „Echo du Rhin" kam. Als bei ihm berüchtigter Pangermanist hätte ich mich dann in einer äußerst prekären Lage befunden und mir von da ab zum mindesten das Mißtrauen meiner französischen „Freunde" zugezogen.

So galt es denn für mich, möglichst schnell und geräuschlos eine andere Stätte meines Wirkens zu finden. Dies entsprach übrigens auch meinem Wunsch, denn als



nach dem Beamtenstreik im Saargebiet einer der Redakteure des „Echo du Rhin" von dort, wo er als Berichterstatter weilte, zurückkehrte, wußte er derartige Wunderdinge zu erzählen, daß nicht nur mein lebhaftes Interesse erregt wurde, sondern auch der Plan in mir reifte, meine Tätigkeit nach der „Völkerbundsrepublik" zu verlegen. Zur Verwirklichung dieses Wunsches bedurfte es einer wahren Überrumpelung meines Chefs und Direktors Hubert Jacques.

Eines Morgens kam ich in hellster Aufregung in sein Zimmer und teilte ihm mit, daß einer meiner Freunde von „rechtsrheinisch" mich am vorhergehenden Abend in Mainz aufgesucht und mir mitgeteilt hätte, daß nach sicheren Informationen meine Verhaftung auf Grund des von den deutschen Behörden erlassenen Steckbriefs jeden Augenblick eintreten könnte. — Der alte „Steckbrief" mußte wieder einmal in Funktion erscheinen. — Jacques teilte meine „Aufregung", denn — ich nahm dies an — er fürchtete, daß durch „meine etwaige Verhaftung" das „Echo du Rhin" kompromittiert werden könnte. Er teilte nun telephonisch den Vorfall dem Hauptmann Schneider mit, der erklärte, sofort kommen zu wollen. In der Zwischenzeit sprach ich mit Jacques über mein einzig mögliches Reiseziel, das Saargebiet, denn nur dort könnte mir ein vollkommener politischer Schutz zuteil werden. Dieser mein Gedanke weckte in ihm den Inhaber von Maréchal & Cie., so daß er nicht nur sein ganzes Einverständnis zum Ausdruck brachte, sondern mich sofort beauftragte, bei den dortigen Stellen Druckaufträge für ihn zu sammeln, wofür er mir eine gute Provision in Aussicht stellte. So hatte ich ihn schon ganz auf meiner Seite, als Schneider kam. Dieser zeigte sich höchst bestürzt, wollte mich zu „meinem Schutz" in eine Kaserne bringen, was ich aber dankend ablehnte, und fand, nachdem Jacques sich bei ihm verwandt hatte, nichts natürlicher als meine schleunigste Abreise nach dem Saargebiet. Um diese nun zu bewerkstelligen und meine

Zukunft vor „Gefahren" zu schützen, wurden sogleich folgende Schritte unternommen.

Schneider und ich begaben uns nach dem Informationsbureau, wohin, nach vorhergegangenem Anruf, auch Leutnant Froisset vom Zweiten Bureau kam. Nachdem der „Capitaine" diesen von dem Vorliegenden unterrichtet hatte, sprach der letztere auf der militärischen Leitung mit seiner Stelle in Saarbrücken und machte diese darauf aufmerksam, daß er ihr zum dortigen Verbleiben einen „guide", der Träger eines Begleitschreibens wäre, zusenden würde. Dieses Papier, das man mir später übergab, war für meine Zukunft äußerst wichtig, weshalb ich seines bedeutendsten Punktes, dessen Abfassung eine daraufbezügliche Besprechung zwischen Schneider, Froisset und mir vorangegangen war, gedenken will.

Einer der Offiziere erklärte mir, daß das Saargebiet sich schon deshalb als mein Zufluchtsort eigne, weil mir dort eine französische Identitätskarte angefertigt werden könne, die mich für die Zukunft überhaupt jeder Gefahr enthebe. Dieser Passus war nun als Aufforderung in dem Begleitschreiben an das „Zweite Bureau" in Saarbrücken enthalten. Ein Loblied auf meine Person und auf meine Verdienste am „Echo du Rhin" umrahmte das Ganze. Mit anderen Worten: ich war jetzt auf dem besten Wege, durch eine gesetzliche Behörde gesetzwidrig, aber vollkommen ordnungsgemäß französische Papiere zu erhalten. Über die Art und Weise, wie dies geschah, werde ich später berichten. Übrigens erhielt ich von Jacques noch ein Zeugnis, das einem guten Franzosen Ehre eingelegt und viel Freude gemacht hätte. — Eine wahre Affenkomödie aber, bei der sich die Franzosen als Meister des Hokuspokus erwiesen, war die Form der Reise, die man für mich wählte.

Es wurde pro forma ein Haftbefehl gegen mich erlassen, und ein Adjutant der Gendarmie, der unterrichtet



wurde, reiste mit mir und zu meinem Schutz nach Saarbrücken. Dieser Haftbefehl lautete auf Jean Guispeau aus Bordeaux, der nach Paris abtransportiert wurde. „Maintenant les Allemands peuvent venir" („Jetzt sollen die Deutschen nur kommen"), meinte der Hauptmann Schneider. Ich ließ mir den Guispeau — ja, sogar den Gendarmen gefallen und dankte den beiden Offizieren für ihre guten Dispositionen und für die Sorge, die sie sich um mich gemacht hätten. So kam es, daß ich in der ersten Zeit, bis ich neue Papiere hatte, als Guispeau in Saarbrücken lebte. — Nachdem ich am Nachmittag unter treuer „Bewachung meines Hüters" meine Sachen gepackt hatte, fuhren wir am selben Abend von Mainz ab und der Saar zu.

## Im Saargebiet.

„An Sir Eric Drummond, Generalsekretär des Völkerbundes, in Genf.

Herr Generalsekretär!

Der gegenwärtige Bericht ist ausgefertigt (bestimmt, ausersehen), um den Völkerbundsrat von der Lage des Saargebiets im ersten Vierteljahr 1922 zu unterrichten . . ."

Mit diesen Worten beginnt der französische Staatsrat Rault als Präsident und im Namen der Regierungskommission des Saargebiets seinen Rapport an den Völkerbund vom 1. April 1922

Der Herr Staatsrat spricht über die Lage des Saargebiets. In dieser Tatsache liegt ein Stück Geschichte und die ganze Nachkriegsironie. Was kann er schon sagen, der gute Rault? Da die Bevölkerung es wahrlich nicht tut, so muß er die wirklich würdige Aufgabe übernehmen, sich und seinen Mitministern von Völkerbunds Gnaden in einem langen Wortschwall viel Lob

zu spenden. Er gefällt sich in einem Patriarchenton, mit dem er allerdings dieses Mal die großen Schwächen seiner Beweisführung nicht zu überbrücken vermag. Dies bemerken aber nur **wir**, denn **sein** Völkerbund und **sein** Jahrhundert klatschen ihm Beifall!

Ich werde später bei geeigneter Gelegenheit auf den Bericht eingehen und zunächst einmal **meine** Beobachtungen schildern, die ganz wesentlich von denen des Herrn Staatsrats abweichen, der übrigens als einzigen Entschuldigungsgrund anführen kann, daß der Teufel in ihn und des Teufels Großmutter in die Regierungsmänner Frankreichs gefahren ist. Dies letztere ist nicht neueren Datums. Seine Satanische Majestät hat unsere lieben westlichen Nachbarn schon lange zu Vasallen; da ich aber den Teufel noch nicht selbst gesehen habe, so kann ich diese zwar für mich feststehende Tatsache doch mit dem besten Willen nicht zu meinen Erlebnissen im Saargebiet zählen, zu denen ich nun komme!

## Im „Zweiten Bureau" des Saargebiets.

Es war also, wie ich schon erwähnte, im Oktober 1920, als ich „unter guter Bedeckung" in Saarbrücken „landete". Schon am Bahnhof wurde ich meinen Hüter los. Er verabschiedete sich und nahm Nachtquartier in einer Kaserne, während ich — es war bereits 1 Uhr — in einem Hotel Unterkommen fand.

Am anderen Morgen pilgerte ich nun mit meinen sämtlichen Papieren zum „Zweiten Bureau", das der französischen Zolldirektion gegenüber in einem Gebäude der Vorstadtstraße liegt. Sein Chef ist der Hauptmann Henrion, der in dem Leutnant Galan Unterstützung findet. Ich begnüge mich vorläufig mit der Vorstellung dieser beiden Herren.

Henrion empfing mich äußerst zuvorkommend und wurde offensichtlich vertraulich, als er mein Begleitschreiben gelesen hatte. Er erklärte sofort, wenn ich ihm zwei Photographien zur Verfügung stellte, mir eine französische Identitätskarte besorgen zu wollen.

So möge denn hier an dieser Stelle gleich festgestellt sein, daß die Franzosen nicht nur mit Vorliebe gefälschte Dokumente verwenden, wenn sie daraus im Augenblick einen Vorteil zu schlagen hoffen, sondern daß sie selbst skrupellos fälschen.

Nachdem ich einige Zeit in Saarbrücken war, überreichte mir nämlich der „Capitaine" einen Paß, in dem meine französische Nationalität etabliert und als Geburtsort Straßburg angegeben war. Hier war also von den Franzosen wissentlich ein falscher Geburtsort und eine falsche Staatsangehörigkeit bezeichnet. Dieses Papier trug Unterschrift und Stempel der Polizeidirektion des Saargebiets und die ordnungsgemäße Registraturnummer. Der Chef dieser Behörde ist ein Franzose, Herr Adler. **So duldete also ein Mann, der von dem Völkerbund mit der Würde eines Polizeiministers im Saargebiet ausgerüstet wurde, eine ganz offensichtliche Fälschung.**

Auch in Saarbrücken sollte ich auf dem „Zweiten Bureau" keine dauernde Verwendung finden, sondern der Leutnant Galan stellte mich einem Manne vor, dessen Name schon oft durch die deutschen Blätter gegangen ist.

## Kommandant Richert.

Hoch oben herrscht er am Trillerweg in einer prachtvollen Villa, die von einem schönen Garten umgeben ist. Zwischen herbstelnden Bäumen, bei recht empfindlicher Kühle treffe ich ihn, in welkem Laub stehend — — im Schlafanzug. „Er bleibt ein König selbst in Unterhosen!"

Richert ist eine sympathische Figur. Beim Sprechen gewinnt er ungemein, denn er versteht es glänzend,

seine Mitmenschen „einzuwickeln“. Er ist ein gefährlicher, nicht zu unterschätzender Gegner, ein aalglatter Mensch. Aber auch er hat seine Schwäche, eine ganz unnatürlich stark ausgebildete Selbsteingenommenheit. Gern bezeichnete er sich als den „ungekrönten König des Saargebiets“ und findet Wohlgefallen, wenn man ihm einige gut überlegte Lobhudeleien sagt. Dies ist, wie ich schon einmal erwähnen konnte, typisch französisch, um so mehr muß der Besitz dieser Charaktereigenschaft gerade bei Richert wundernehmen, denn er ist ein „Boche“! Im Elsaß geboren, spricht er bedeutend besser Deutsch als Französisch und hat bei der französischen Sprache einen starken Akzent, wie alle Konjunkturfranzosen aus unserem Reichsland. Sicher ist, daß er während des Krieges in der Fremdenlegion gedient und, nach seiner Aussage, dort eine sehr schnelle Laufbahn genommen hat. Stärker noch als die Selbsteingenommenheit ist sein Ehrgeiz, der ihm viele Feinde unter seinen Landsleuten verschafft. Richert will nämlich im Saargebiet keine offene, brutale Politik. Er liebt die schleichende, langsame Volksvergiftung, welche er, um im Bilde zu bleiben, leicht zu nehmenden Flüssigkeiten mit süßem Geschmack vorzieht.

So sieht der Mann aus, der im Saargebiet die französische Propaganda und einen guten Teil des Spitzelwesens leitet, ich möchte sagen, sichtbar leitet, denn es gibt noch zwei Stellen, die mit demselben „Artikel handeln“. Von diesen spreche ich später.

Bei unserer ersten Unterredung stellte mir der Kommandant gleich große Dinge in Aussicht. Zum politischen Direktor wollte er mich machen, „später natürlich, nicht gleich sofort“, setzte er hinzu. Zunächst behielt er mich in höchsteigenen Diensten. Ich übersetzte für ihn Abhandlungen aus französischen Zeitschriften, von denen ich erst wußte, daß sie für den „Saar-Kurier“ bestimmt waren, als ich ganz plötzlich in diesem Blatt mir so bekannte Geschichten las, die ich dann als meine Arbeiten



erkannte. Nach einigen Wochen siedelte ich durch Richerts Verordnung allerdings ganz in die Redaktion des „Saar-Kurier“. Nun, vorläufig bleibe ich noch beim „ungekrönten König“.

In der Tat war der Major zur Zeit der Militärdiktatur im Saargebiet und vor der Konstituierung der Regierungskommission durch den Völkerbund neben General Wirbel so eine Art unbeschränkter Administrator des Landes. Als dann Rault und Genossen sich häuslich niederließen, änderte sich das Bild. Zwischen ihnen und der Militärverwaltung kam es zu einem offenen Konflikt, da die Soldaten auf manchen Rechten weiterbestanden, die ihnen indessen selbst nach dem Vertrag von Versailles nicht zukamen. Richert, der vermittelnd eingreifen wollte, kam sogar damals ins Straucheln. Seinen Freunden vom Militär war er zu „demokratisch liberal“, auf gut deutsch: zu gerieben, während die Regierungskommission, aus dem Gefühl ihrer Machtvollkommenheit heraus, keine anderen Götter neben sich dulden wollte. Letzten Endes ging nach langen Reibereien der „ungekrönte König“ als Sieger hervor, denn es erwies sich, daß Paris den Träger seiner Propaganda nicht fallen lassen wollte, und nolens volens fügte sich die „Völkerbunds“-Regierungskommission des Saargebiets ihrer höchsten Instanz, dem Befehle Frankreichs. Als einziges Opfer auf dem Kampfplatz blieb der Oberbefehlshaber der Saartruppen, General Wirbel. Er wurde versetzt — und befördert!

So herrschen jetzt friedlich nebeneinander der Kommandant Richert — er herrscht versteckt, aber als amtlicher Franzose — und der Präsident Rault der Regierungskommission im Namen des Völkerbundes, und er regiert als beorderter Franzose! Ob Richert oder Rault ist aber für uns „gehuppt wie gesprungen“.

Es ist sicher und unbestreitbar, daß der Major sich einen gewissen „Kundenkreis“ geschaffen hat, zu dem auch Deutsche gehören. Diese „Klienten“ stammen in

ihrem Kern aus der Zeit seiner Tätigkeit als Zweiter Administrator. Richert verstand sie an sich zu fesseln, indem er ihnen Stellungen versprach und auch vermittelte. Der Ruf des „Wohltäters“ verbreitete sich, und so muß man leider feststellen, daß eine Zahl Saarländer aus allen Bevölkerungsschichten in Richerts Gunst steht — — und hier setzt die *persönliche* Propaganda ein.

Von morgens bis abends empfängt der Kommandant Besuche. Teilweise sind es Bittsteller, die sich „die Ehre geben“, teilweise mit ihm sympathisierende Elemente, und in aller Muße kann er, von Stufe zu Stufe langsam vorwärtsgehend, seine Gedanken entwickeln, bis er den Zuhörern seine Ideenrichtungen eingeimpft oder ihnen wenigstens gezeigt hat, welche Thesen zu vertreten er als wünschenswert erachtet, wenn man auf seine Unterstützung rechnen will. *Unterstützung und Verbreitung seiner Ansichten ist die Gegenleistung seiner zunächst unausgesprochenen Erwartungen.*

Ich möchte diese Art der Propaganda als das System der Familienunterwühlung bezeichnen, denn unwillkürlich dreht sich im Kreise der Nächsten nach einem solchen Besuch das Gespräch um die stattgehabte Unterredung, von der, durch die Richert eigene Harmlosigkeit in der Rede, des öfteren etwas „hängenbleibt“.

Gewiß gibt es auch viele, die durch die Not der Zeit nach dem Trillerweg gelockt werden, die, dem Verhungern nahe, durch den allmächtigen Major auf den Nachweis einer Stellung hoffen und nicht im entferntesten daran denken, seine süßen Pfeifentöne in eine für sie brauchbare Melodie umzuwandeln. Die furchtbare Teuerung im Saargebiet, die durch die Verbreitung des Frank ins maßlose steigt, läßt solche Schritte verstehen. Von diesen letzteren will ich daher nicht sprechen, aber der anderen willfährigen Gruppe soll gedacht werden.



Die Stellen, die Richert vermitteln kann oder, besser gesagt, über die er verfügt, sind zahlreich. Sämtliche Unternehmen der Industrie, die französisches Kapital aufgenommen *und in ihrer Direktion oder ihrem Aufsichtsrat einen Franzosen sitzen haben*, gehen mit ihm Hand in Hand. Der Kommandant hat die naheste Fühlung mit seinen Landsleuten in der Industrie, und über die Köpfe der deutschen Mitteilhaber hinweg erhält der Major für ihn wichtige Winke.

So komme ich nun zu diesem bedeutenden Kapitel, das mit der Tätigkeit des Kommandanten Richert in engstem Zusammenhang steht.

## Propaganda, Spionage- und Spitzelwesen.

### Zweites Bureau.

Den Ausdruck „Propaganda machen“ möchte ich verstanden wissen wie: günstige Stimmung für eine gewisse Sache durch alle geeigneten Mittel zu erwecken suchen. Das heißt mit anderen Worten: Die angewendeten Mittel, um zu dem gesteckten Ziele zu gelangen, eine günstige Stimmung zu erwecken, sind für den Propagandisten gleichgültig.

Das Eingehen auf solche Versuche aber der von der Propaganda zu erreichenden Personen bedeutet durchaus nicht immer eine Annäherung derselben an das Endziel der Propaganda, sondern häufig nur die Wahrnehmung eines augenblicklichen Vorteils, die absolut keine Gegenleistung bedingt, wobei allerdings hinzuzusetzen ist, daß eine solche wohl erwartet wird.

Mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln suchen die Franzosen für sich Stimmung zu machen in der Hoffnung, die Bevölkerung des Saargebiets für das im

Jahre 1934 stattfindende Plebiszit in einem für Paris günstigen Sinne beeinflussen zu können. Hier ist aber Propaganda gleichbedeutend mit Französierungsversuch. Die bis jetzt in diesem Sinne eingeschlagenen Wege haben allerdings so ungefähr das Gegenteil von dem bewirkt, was die Franzosen von ihnen erhofften. Das Volk an der Saar seufzt wohl unter dem Joche der Fremdherrschaft, aber es steht aufrecht und fest und spottet der blöden Lockrufe aus dem Westen, spottet ihrer und der Franzosen, die haben fühlen müssen, daß die Aufnahmefähigkeit der Saarländer für „verfeinerte Kultur" äußerst beschränkt und schwach ist.

Gibt es wohl eine gemeinere Lüge als die „Saaradresse", in der 150 000 Bewohner des Saargebiets ihre Vorliebe für Frankreich zum Ausdruck gebracht haben sollen? Die Existenz eines solchen Papiers will ich ja nicht in Abrede stellen, nur in der Anfertigung der „Urkunde" und ihrer Verwertung durch Clemenceau liegt die ganze Ruchlosigkeit.

„Wenn eine ‚Saaradresse' vorlag, so war sie eine Fälschung", meinte der sonst gut orientierte Richert, worauf ein anderes, ihm befreundetes Instrument der Regierungskommission, der saarländische Minister Herr Dr. Hector, dem Major erwidern könnte: „Halts Maul, du Boche, das weiß ich besser!" Auch müßte sich der Bürgermeister von Dillingen, Herr David, bewogen fühlen, etwa folgendermaßen einzuschreiten: „Dieser verflixte Wackes vermasselt mit seinem vorlauten Mundwerk den ganzen Salat. Er sollte lieber Soldaten einexerzieren, als in Politik machen." So müßten oder könnten die beiden Herren sprechen! Natürlich tun sie es nicht, sondern sie schweigen, und das nette Kleeblatt trifft sich des öfteren am Trillerweg, und bei einem guten Gläschen werden dort weitere Durchtriebenheiten ausgeknobelt.



Tatsache ist, daß die beiden „Deutschen" David und Hector nach dem Waffenstillstand in Paris von Clemenceau in Audienz emfangen wurden. Tatsache ist weiter, daß beide Helden die Annexion des Saargebiets durch Frankreich verlangten. Tatsache ist, daß sie sich als Beauftragte eines Teils der Bevölkerung bezeichneten. Tatsache ist, daß erst nach diesen Besuchen Clemenceau mit einer „Saaradresse" hervortrat. Tatsache ist, daß Hector Minister von Völkerbunds Gnaden und David in Anerkennung seiner Verdienste Bürgermeister von Dillingen wurde. Tatsache ist, daß diese beiden Männer heute gute Stützen der französischen Politik und ihrer Propaganda und die Eckpfeiler der Operettenverwaltung des Völkerbundes an der Saar sind.

Wenn man vorstehende Tatsachen nach ihrer Bedeutung würdigt, so ist die Geschichte jener mysteriösen „Saaradresse" kein Geheimnis mehr, und am Tage des „Wiederaufnahmeverfahrens", will lieber, um einem Mißverständnis vorzubeugen, sagen, am Tage der „Revision des Friedensvertrages", wird das Volk an der Saar den ersten Anspruch haben, gehört zu werden. Seine Vertretung wird dann allerdings nicht durch Hector und David besorgt werden. Diesen beiden Trauerweiden blüht nur das „schöne" Los, sich nach dem Westen verpflanzen und als Märtyrer des „französischen Gedankens an der Saar" ausrufen zu lassen. Trotzdem aber werden ihre Gebeine nicht im Pantheon ruhen! — Sie waren die ersten Verräter und sind heute trotz Bürgermeister und Minister nichts weiter als französische Spitzel!

Die „Saaradresse" ist eine Fälschung, und ihre Verwertung durch Clemenceau

ein Verbrechen niederster Art, durch das Wilson letzten Endes bestimmt wurde, 700 000 Deutsche in die „treuen Hände des Völkerbundes zu geben“ und sie durch Frankreich bedrücken und quälen zu lassen.

Ich habe die Geschichte der „Saaradresse“ in dieses Kapitel genommen, weil sie historisch die gewaltige Reihe der Lügen eröffnet, die über die wahre Lage des Saargebiets von französischer Seite verbreitet worden sind und noch heute ausgestreut werden. Sie gehört aber auch hierher, weil sie mit den ersten Spionen und Spitzeln bekanntmacht, und zwar zu einer Zeit, in der wohl nur wenige Deutsche das ganze Manöver der Schlechtigkeit übersehen konnten, das sich inzwischen in seiner ganzen furchtbaren Größe vor unseren Augen entrollt hat.

In Frankreich glaubte man, zum mindesten in den nichtoffiziellen Kreisen, felsenfest an die 150 000 „Landsleute an der Saar“, und ich sehe noch heute das verblüffte Gesicht des Berichterstatters einer großen französischen Tageszeitung, der, nachdem er das Saargebiet bereist und seine Bewohner studiert hatte, ganz entsetzt ausrief: „Das sind ja Preußen!“

Ein solches Feld nun in welsch-propagandistischem Sinne bearbeiten zu wollen, ist keine geringe Verwegenheit, und kühn hat man sich zunächst auf die große Masse gestürzt, auf die Arbeiterschaft.

Der Versailler Vertrag sollte eine Handhabe bilden, und zwar in seinem Paragraphen, der die Währungsbestimmungen für das Saargebiet festlegt. Ich komme daher zur Frankfrage, beschäftige mich jedoch mit diesem Punkte nur, soweit er mit der zu behandelnden französischen Propaganda zusammenfällt, und berühre daher die durch ihn heraufbeschworene Wirtschaftskrise lediglich in einigen Sätzen.

Frankreich als Saargrubenbesitzer ist durch den „Friedensvertrag“ mit dem Recht ausgestattet, die Bergarbeiter in Frank zu entlohnen, und Deutschland hat die Pflicht, überhaupt „dem Umlauf des Frank im Saargebiet keine Hemmnisse in den Weg zu stellen“. Auf Grund dieser „gütlichen Vereinbarung“ konnte Herr Deffline, der Generaldirektor der Saarbergwerke, seinen Arbeitnehmern den Frank als Löhnungswährung bescheren. Er diktierte als Herr und auf Grund seiner Buchstaben. Indessen ließ der Verordnungsmodus sofort erkennen, daß noch ein anderer Zweck verfolgt wurde. Von nun ab erhielten nämlich Angestellte und Arbeiter ein Drittel ihrer bisherigen Löhnung als neue Lohnbasis in Frank ausbezahlt. Das heißt, wenn ein Mann 300 Mark in der Woche verdiente, so erhielt er 100 Frank. Nehmen wir an, daß der Frank damals = 5 Mark stand, so hatte der Arbeitnehmer durch diese Entlohnung 500 Mark wöchentliches Einkommen anstatt der früheren 300 Mark. Inzwischen hat der Frank natürlich eine ganz andere Höhe erreicht. — Ein derartiges Diktat konnten sich Beamte und Arbeiter der Saargruben gefallen lassen, und niemand darf billigerweise einen Stein auf sie werfen.

Es mußte natürlich ins Auge springen, daß die Franzosen dieses Frankgeschenk als ausgezeichnetes Kapermittel, als ein wunderbares Feld einer großzügigen Propaganda betrachteten. Diese Annahme ist aber eine der größten Täuschungen der französischen Liebeswerber geblieben. Ich behaupte, daß die Frankbewegung im Saargebiet sowohl bei Frank- wie bei Markempfängern ein Resultat gezeitigt hat, das die Franzosen nicht erwarteten, und hier liegt der Fall vor, den ich in der Einleitung zu diesem Kapitel folgendermaßen gekennzeichnet habe:

„Das Eingehen auf solche Versuche aber der von der Propaganda zu erreichenden Personen bedeutet durchaus nicht immer eine Annäherung derselben an das Endziel der Propaganda, sondern häufig nur die Wahrnehmung eines augenblicklichen Vorteils, die absolut keine Gegen-

leistung bedingt, wobei allerdings hinzuzusetzen ist, daß eine solche wohl erwartet wird."

Mit anderen Worten: Die Frankempfänger nehmen den Frank, der ihre Kaufkraft erhöht und ihnen wirtschaftliche Vorteile bringt, und pfeifen auf die Franzosen. Die Markempfänger oder wenigstens ein großer Teil derselben pfeifen auf den Frank und auf die Franzosen.

Die Besserung der Lage der Arbeitnehmer durch Frankentlohnung darf von Deutschen nur als eine rein wirtschaftliche Frage aufgerollt und beurteilt werden. Die guten nationalen Gefühle der Frankempfänger bezweifeln oder auch nur im geringsten verdächtigen zu wollen, heißt auf das vorzüglichste und beste das Spiel der Franzosen machen, die allein durch Zank in der Bevölkerung des Saargebiets, durch eine Spaltung des Deutschtums — die durch solche Vorwürfe kommen muß — den größten Nutzen ziehen. Spalten, um zum Ziele zu gelangen, gehört zum Programm in ihrer Propaganda, und wir ebnen diesen Weg den Franzosen, wenn auch wir die rein wirtschaftliche Frankfrage politisieren, das heißt uns wegen des Erhalts des Frank gegenseitig politisch anfeinden!

Die Welschen mögen sich Vorstellungen machen, wie sie ihnen belieben. Sie mögen glauben, mit ihrem Frank das herrlichste aller Propagandamittel zu ihrer Verfügung zu haben. Sie mögen, weil sie nun einmal so romantisch veranlagt sind, träumen vom zukünftigen Frankreich an der Saar, sie mögen die Frankfrage



politisieren, sie mögen dies alles tun, denn diese stumpfe, dem Deutschtum gänzlich ungefährliche Waffe wendet sich spitzig und äußerst scharf gegen diejenigen, die sie in der Hand führen, gegen die Franzosen selbst. Bei meinen wenigen wirtschaftlichen Betrachtungen über die Folgen der Verbreitung des Frank im Saargebiet komme ich auf diese letzte Tatsache zurück.

Mit dem Diktat des Herrn Deffline begann das umfangreiche Werk der Verdrängung der deutschen Reichsmark durch den französischen Frank. Die bis jetzt durchgemachten Phasen zu schildern, kann nicht meine Aufgabe sein. Ich habe mich hier lediglich an meine Beobachtungen zu halten, und diese führen mich in der Frankfrage zurück hinter die Kulissen zu dem Kommandanten Richert.

Die Völkerbundskommission oder, besser gesagt, Paris an der Saar überzeugte sich sehr bald von der Nützlichkeit des Majors vom Trillerweg. Mit Hilfe seines weiten Bekanntenkreises, aber mehr noch mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln mußte er sich vornehmlich zur Propagierung der „so sehr gesunden" französischen Ideen eignen. Die Regierungskommission hat zunächst in der Währungsfrage versucht, sich einen „neutralen" Anstrich zu geben, und blieb im Hintergrund. Richert sollte zuerst das Terrain sondieren, gleichzeitig aber auch Fühlung mit der Bevölkerung nehmen und Stützen in ihr suchen. So wurde als einer der ersten der Kommunist Max Waltz gewonnen, der denn auch eine geradezu niederträchtige Tätigkeit entwickelt hat. Ich bezeichne ihn als einen der besten Redner im Saargebiet, als einen außerordentlich geschickten Demagogen und einen, unglücklicherweise, überzeugenden Komödianten. Von der Saarregierung besoldet, handelte er in ihrem wie in des Kommandanten Auftrag, und die Referate, die er seinen verblendeten Parteigängern oder auch häufig Volksversammlungen hielt, gingen durch Richerts Hand,

der sie „vor dem Gebrauch“ begutachtete und, wenn es sein mußte, auch ergänzte. Es gab keine Versammlung, in der nicht Waltz auftrat und zu den Tagesfragen in französisch-propagandistischem Sinne Stellung nahm. Damit nun diesem Kommunisten ein durchdringender Erfolg gesichert war, verstand sich die Saarregierung recht gern darauf, sich in nebensächlichen Fragen eine Stunde in der übelsten Weise von ihm öffentlich beschimpfen zu lassen, wenn er nur im Hauptpropagandapunkt ihr fünf Minuten lang recht gab. So hat Waltz im Auftrag der Herren Rault und Genossen wesentlich zu einer schnelleren Verbreitung des Frank beigetragen, denn, um für ihn zu propagieren, war der Führer der radikalsten Kommunisten gewonnen worden. Diese letztere Tatsache kann nicht wegdiskutiert oder aus der Welt geschafft werden.

In bezug hierauf ist es nun wirklich von Interesse, einige Zeilen von dem Bericht wiederzugeben, den, wie früher erwähnt, der Präsident der Regierungskommission dem Völkerbund übermittelt hat. Es heißt da:

„Seit Beginn des Jahres hat das Saargebiet hauptsächlich unter der Entwertung des deutschen Geldes gelitten, welche diejenigen der Bewohner, die nur über Markeinkommen verfügen, zum Elend verdammt . . .“

Also, nachdem nun Rault Leute bezahlen läßt, die sich, wie Waltz, für die Verbreitung des Frank mit größtem Eifer einsetzen müssen, klagt derselbe „Staatsmann“ über das Elend der Markempfänger, das er natürlich selbst auf dem Gewissen hat. So sei denn hier ganz nebenbei in Erinnerung gebracht, daß die Regierungskommission aus eigener Machtvollkommenheit bei der Post und Eisenbahn den Frank einführte,



sowohl als Löhnung für die Angestellten und Arbeiter als auch als Zahlungswährung für das Publikum, daß sie gleichzeitig durch eine Verordnung die Gemeinden des Saargebiets zwingen wollte, ihre Arbeitnehmer mit Frank zu bezahlen, und daß sie sich natürlich mit dem berückenden Gedanken trägt, auch sämtliche Steuern zu „französieren“. Rührend ist es, unter diesen Umständen zu hören, wie Rault aus seiner tiefsten Seele heraus das „Elend der Kriegsbeschädigten, Pensionsberechtigten und Rentiers“ beklagt, denen er doch buchstäblich den Krieg bis aufs Messer erklärt hat, „den Bewohnern, die nur über Markeinkommen verfügen und zum Elend verdammt sind“. Zu derartigen Prozeduren gehört eine eigene westliche Begabung! Inzwischen hat die Regierungskommission als einziges gesetzliches Zahlungsmittel die französische Währung aus eigener Machtvollkommenheit im Saargebiet gegen alle Proteste und Widerstände der Bevölkerung angeordnet!

Durch die Einführung der Frankwährung in sämtlichen Staatsbetrieben und an den Saargruben mußte natürlich mehr noch als im unbesetzten Deutschland der Einfluß der Valuta verderblich auf die Lebenshaltung einwirken und eine ganz ungeheure Teuerung nach sich ziehen. Aus dieser Lage, das heißt aus der Verelendung der markempfangenden Bevölkerung, Nutzen zu ziehen, war nun die Aufgabe der Rault, Richert und Genossen.

Die Vertrauensleute des Majors in den Betrieben und der Industrie hatten wirklich leichtes Spiel, denn das stete Sinken der Mark und das fortgesetzte Steigen der Preise im Saargebiet mußten selbst den friedlichsten Arbeiter überzeugen, daß es „so nicht mehr weitergehen konnte“. Es kam daher zu häufigen Streiks und den damit verbundenen Versammlungen, in denen Waltz und andere Trabanten Richerts dessen Resolutionen vortrugen, die naturgemäß in der Forderung auf eine allgemeine Frankentlohnung gipfelten. Die zweifellos günstige Lage der frankempfangenden Bergarbeiter,

die um ein Vielfaches mehr verdienten, von obigen Französlingen rabulistisch zum Vergleich herangezogen, mußte natürlich häufig ausschlaggebend sein, und so kam es, daß in einzelnen Fällen die von ihnen vertretenen Thesen Wurzel faßten und Zustimmung fanden. Nichts ist natürlicher als das! Eine außerordentliche Verkennung der gut deutschen Gefühle auch dieses Teils der Bevölkerung aber wäre es, wollte man wirtschaftliche Not und krassestes Elend mit irgendeiner politischen Flauheit verwechseln. Hierüber anders zu denken, mag den „treuen Händen" der „Völkerbunds"-Kommission Frankreichs anheimgestellt bleiben, nur, meine ich, wäre es wirklich angebrachter, wenn die Franzosen Gelder für ihre Bewohner in den Kriegsgebieten verwenden würden, anstatt derartig tote Kapitalien im Saargebiet zu investieren. Diese Politik wäre ganz sicher nutzbringender für die Regierung der heutigen Napoleoniden als die lächerliche Verschwendung enormer Propagandagelder an der Saar: „Pour le roi de Prusse!"

Ein Unternehmen, das einen guten Teil solcher Summen verschlingt, ist der „Neue Saar-Kurier", das französische Propagandablatt. Sein Frankfeldzug wird von Richert geleitet, und viele Artikel in dieser Frage sind von ihm selbst verfaßt. Namentlich stammen aus des Majors Feder die fingierten Zuschriften aus dem Publikum, in denen die französische Währung gefordert wird. In dieser Frage wird das Blatt natürlich auch von der Saarregierung selbst unterstützt, die immer wieder mit ihrem sogenannten statistischen Zahlenmaterial der Welt beweisen will, daß sich's eben mit dem Frank leichter rechnen läßt als mit der Mark. Herr Hautvilliers vom Pressedienst der Völkerbundskommission ist in dieser Beziehung wirklich ein recht hartnäckiger Mann. Verdenken kann man ihm aber schließlich nicht das energische Eintreten für seine nationale Währung, denn wenn man so von Kind auf an be-



scheidene Summen gewöhnt ist, kann man sich nicht mit einem „Accent de wuptig" an die vielstelligen Zahlen und Nullen gewöhnen, die bei der Umwechslung eines hohen Frankgehalts in unsere schwache Markwährung die schwindligen Augen eines Völkerbundspressedienstchefs an der Saar verdunkeln. So haben denn Hautvilliers und sämtliche „treuen Hände" um Rault herum alle Ursache, im „Saar-Kurier" für ihr Schmerzenskind, den Frank, eine Lanze zu brechen. Eine solche Propaganda mag wohl für „neutrale Regierer" nicht ganz schicklich sein, aber da doch die Verbreitung des Frank die Lebenshaltung der markempfangenden Bevölkerung verteuert, da diese verelendet und schließlich auswandern muß, um rassereinen Franzosen Platz zu machen, so ist ein solches Gebaren der „Völkerbündler" doch im Interesse Welschlands und nach allem, was wir bis jetzt gesehen haben, durchaus programmäßig. Kein Genfer Hahn kräht nach den Schandtaten der Regierungskommission des Saargebiets, und wenn schon wirklich so ganz schüchtern irgendein Außenseiter einmal sein Mündchen öffnen will, so wird ihm ganz einfach von einem großen „Bündler" bedeutet, daß nicht jeder das Recht hat, zu krähen, wenn er nicht gefragt ist. Nur so ist es zu verstehen, daß Rault in seinem Bericht vom 1. April 1922, ohne daß irgendeine spätere Rechenschaft von ihm verlangt wurde, schreiben konnte:

„Infolge der Markentwertung und der dadurch resultierenden finanziellen Folgen hat sich die Regierungskommission am 31. März 1922 gezwungen gesehen, den Brotpreis für 2 Kilo vom 17. April ab auf 24 Mark zu erhöhen."

Es sei erinnert, daß zu dieser Zeit der Durchschnittspreis des 2-Kilo-Brotes in Deutschland 12 Mark betrug.

Wer aber glaubt, daß Rault die wahre Ursache der Preissteigerung, nämlich die von ihm dem Volke auf-

5*

gedrungene Frankwährung, angegeben hätte, der ist mit seinem Latein zweifellos am Ende, wenn er hört, daß die Reichsgetreidestelle den größten Teil der Schuld trägt. Der Präsident der Regierungskommission wagt der „Société des Nations" mitzuteilen:

"Cette augmentation de prix trouve sa justification dans la hausse de 75% du prix de la farine livrée par l'Office Central des Céréales à Berlin qui a également entraîné un rélèvement du prix du pain en Allemagne." („Diese Preiserhöhung ist gerechtfertigt durch die 75prozentige Hausse des Preises des von der Reichsgetreidestelle in Berlin gelieferten Mehles, welche auch in Deutschland eine Brotpreiserhöhung nach sich gezogen hat.") (12 Mark!)

So etwas nimmt nun der Völkerbund ganz einfach hin, und ohne mit der Wimper zu zucken, erteilte er in Lobesworten Herrn Rault die gewünschte Entlastung. Es ist eben alles „gerechtfertigt", was von Frankreich kommt, und solange nicht sämtliche Markempfänger pudelnackt in Saarbrücken auf der Bahnhofstraße herumlaufen, solange sie nicht, wie unsere guten Bauern im 16. Jahrhundert, zur Befriedigung ihrer Herren es tun mußten, nämlich für den Herrn Staatsrat Schneckengehäuse und Erdbeeren zu suchen gezwungen sind, so lange hört in Genf die Gemütlichkeit nicht auf.

Ich habe nun, was allerdings längst bekannt ist, gezeigt, daß die Saarregierung die Einführung der Frankwährung betreibt, und daß Richert und der Pressedienst den notwendigen Tamtam für diesen Plan machen. Daß aber gerade das Unternehmen, welches am meisten für die Centimes eintritt, in die größten Schwierigkeiten geraten ist, ist eigentlich weiter nichts als die ausgleichende Gerechtigkeit. Ich spreche vom „Neuen Saar-Kurier" und seinen Ablegern, der „St. Ingberter Abendpost", „Neunkircher Abendpost"



und den „Friedrichsthal-Bildstocker Neuesten Nachrichten". In diese gute Gesellschaft gehört noch das „Saarlouiser Journal", das allerdings nur weniger mit materiellen Unbillen zu kämpfen hat.

Es ist ganz selbstverständlich und liegt durchaus in der Natur der Sache, daß der Verlag der obigen Blätter seinen Angestellten und Arbeitern den Frank bescheren mußte. Es handelt sich bei diesem Unternehmen um eine Aktiengesellschaft mit vorwiegend französischem Kapital. Die Einlagen indessen sind in Mark getätigt worden. Die notwendigen Zuschüsse zur Deckung des Defizits, das sich aus Frankentlohnung und Markeinnahmen in reichlicher Weise ergibt, werden von der französischen Regierung geleistet. Damit komme ich vorübergehend zur zweiten Propagandastelle.

Meine Leser wollen mir zu diesem Zweck in das Gebäude der Bergwerksdirektion in Saarbrücken folgen. Wir durchwandern den Gang, der im Innern des Hauses längs der Trier Straße läuft, und treten an seinem Ende in die Zimmer Nr. 17 und 18. Hier in diesen unscheinbaren Räumen waltet mit seinen Trabanten, Dr. Casper und Pageot, gleich Richert noch ein amtlicher Vertreter der französischen Republik, Herr Köchlin.

Da von dem letzteren noch nicht gesprochen worden ist, will ich einige Augenblicke bei ihm verweilen. Köchlin ist nicht der Jahrmarktschreier wie Richert, der öffentlich geehrt und gekrönt sein will . . . Selbst im Gebäude der Bergwerksdirektion wissen nur ganz wenige, was hinter den Türen von Nr. 17 und 18 vorgeht, und doch haben wir es hier mit einem ganz bedeutenden Manne zu tun, über dessen Vergangenheit ich nur erfahren konnte, daß er Lothringer ist. Um dem Kind einen Namen und seinem Aufenthalt im Hause der Saargruben eine Berechtigung zu geben, wurde ihm der Titel eines „Conseiller technique" („Technischer Berater") verliehen. Keine Verordnung der Saarregierung, und sei sie auch noch so geringfügig, wird erlassen, ohne daß Köchlin sie nicht zuvor

begutachtet und durch den „Saar-Kurier" versucht hat, ihr die Wege zu ebnen. So sehen wir in ihm nicht nur den Vertrauensmann der französischen Regierung, sondern auch den intimsten Berater des Herrn Staatsrats Rault. Dazu ist er, was ja auch von einiger Wichtigkeit ist, der Verwalter der französischen Propagandagelder, über die er Verfügungsrecht hat. In dieser letzten Eigenschaft hat er natürlich auch häufig mit dem „Saar-Kurier" zu tun, dessen Frankfeldzug er natürlich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt.

Wie schon gesagt, mußte dieses Unternehmen mit dem „guten" Beispiele vorangehen und, indem es in seinen Betrieben die Frankentlohnung einführte, eine Magenbeschwerden erregende Pille schlucken, die im Monat August 1921 den „Saar-Kurier" in ihren Wirkungen der Zersetzung unvermeidlich entgegenzuführen schien. Er war durch die Frankentlohnung wirtschaftlich zugrunde gerichtet. Nun sollte wieder, wie schon des öfteren, Herr Köchlin diese Krankheit beheben. Zu jener Zeit war es auch, daß mehrere französische Aktionäre ihre Anteile unter den vorteilhaftesten Bedingungen abstoßen wollten, weil natürlich weder an Zinsen noch viel weniger aber an eine Verteilung von Dividenden zu denken war. Selbst Köchlin wußte zunächst keinen Rat, da seine Gelder sehr stark von dem Propagandahaushalt des Kommandanten Richert in Anspruch genommen wurden. Schließlich vereinbarte man, daß der Verleger, Herr Emil Schaal, selbst nach Paris fahren und beim zuständigen Ministerium die trostlose Lage des für die französische Republik in Ehren erkrankten Unternehmens schildern sollte. Diese Reise zerschlug sich jedoch wieder aus mir unbekannt gebliebenen Gründen, und es wurde beschlossen, daß, wenn die Situation sich nicht ändere, die Frankentlohnung ganz einzustellen und wieder zur Mark zurückzukehren sei. So spürte denn, nachdem erst die



französische Währung seit zwei Monaten bei ihm eingeführt war, der „Saar-Kurier" alle „Freuden und Herrlichkeiten" des Frank am eigenen Leibe, desselben Frank, den er dem Land und Volk als alleinseligmachendes Heilmittel pries. Ausgleichende Gerechtigkeit!

Bezeichnend ist aber, daß, wenn Frankreich aus seiner eigenen Tasche unrentable Propaganda-Unternehmen bezahlen soll, es sehr schnell ein Veto einzulegen und Halt zu gebieten weiß. Welche andere Musik wird doch da im Rheinland gespielt, wo Deutschland beim „Echo du Rhin", der „Revue Rhénane" und dem ganz überflüssigen „Bulletin de Presse" das Gleichgewicht der Kasse herstellen soll. Sind im Saargebiet keine Truppen vorhanden und besteht dort nicht ebenso wie am Rhein das sogenannte „Bedürfnis einer französischen Zeitung"? Ich glaube, ich glaube, wir geben den Herren vom Westen viel zuviel Kaviar, wo sie meist nur an Tomaten mit Salz gewöhnt sind.

Noch einmal wurde der „Saar-Kurier" gerettet. Gegen Verpfändung der Druckmaschinen wurden Kapitalien aufgetrieben und die A.-G. durch neue Einlagen konsolidiert. Jetzt erst verstand sich Herr Köchlin, einen Zuschuß zu geben, jedoch wurde tatsächlich die Frankentlohnung der Arbeiter nach dem Tageskurs abgeschafft; mit diesen wurde ein Fixum vereinbart, das wohl auch in französischer Währung zur Auszahlung gelangte, mit der Valuta jedoch nur in einem sehr geringen Maße Schritt hielt. Wir sehen daher bereits im August 1921 den Bankrott der Propaganda durch die Propaganda.

Ähnlich wie dem „Saar-Kurier" ergeht es allen Unternehmungen im Saargebiet, die den Frank als Ent-

lohnungsbasis angenommen haben. Sie können weder mit dem übrigen Deutschland Geschäfte durchführen: da die Preise ihrer Produkte in Anbetracht der Bezahlung der Arbeitnehmer in französischer Währung derartig in die Höhe schnellen, daß sie ganz einfach für deutsche Verhältnisse, als unerschwinglich, nicht beachtet werden können, noch aber — oder nur in ganz vereinzelten Fällen — finden sie in Frankreich Absatz, wo selbst die Gewerkschaften wegen der hohen Zahl der französischen Arbeitslosen gegen die Einführung von „Saarware" Protest erhoben haben. So stehen denn für diese Unternehmen die Aktien schlecht, wie man bei uns zu sagen pflegt; anstatt andere zu kapern, haben sie sich selbst von Rault, Richert, Köchlin A.-G. kapern lassen, und der vielgepriesene Frank hat im Saargebiet seinen eifrigsten Verfechtern und Landsleuten einen üblen Streich gespielt. — „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Jawohl, die „stolze Propagandawaffe" hat sich spitzig gegen *die* gerichtet, die sie in der Hand führen. Diese Tatsache gibt ja auch der Präsident der Regierungskommission unumwunden zu, wenn er in seinem Bericht sagt: „*Für die Industrien, die den Frank zur Geschäftsbasis haben, ist es schwieriger geworden, sich in Ländern mit niedrigem Kursstand und namentlich in Deutschland Absatzgebiete zu erhalten oder neue zu schaffen.* Wieder einmal ist das Saargebiet durch die deutsche Geldentwertung, aus der es keinen Vorteil und keine Erleichterung irgendwelcher Art zieht, stark mitgenommen worden."

*Es liegt ein merkwürdiger Widerspruch in diesen beiden letzten Sätzen des Raultschen Rapportes.*

*Im ersten gibt er die Schwierigkeit zu, mit Frankpreisen in Deutschland Ware absetzen zu können. Mit anderen Worten: der hochwertige Frank ist*



*daran schuld! Wenn dem aber wirklich so ist, und das wird wohl niemand bezweifeln, dann ist doch das Saargebiet und die dortige Industrie ganz unvergleichlich mehr durch den Frank „mitgenommen worden" als durch die entwertete Mark.*

Der Frank *ist es, aus dem das Land als solches* „keinen Vorteil und keine Erleichterung irgendwelcher Art zieht"! Die Teuerung, die er heraufbeschworen hat, richtet die gesamte Wirtschaft zugrunde und damit auch unglücklicherweise die Unternehmen, die von französischem Kapital frei und der Mark treu geblieben sind. Die Löhne der Arbeiter, selbst in Mark bezahlt, müssen natürlich in ein annäherndes Verhältnis zur Frankentlohnung ihrer Kollegen gebracht werden, so daß die Produkte rein deutscher Firmen auch nicht mehr konkurrenzfähig sind. Eisenbahnfrachten und Zoll — in französischer Währung zu entrichten — erhöhen dann noch die Krise bis zur höchsten Potenz, dem Zustand, den der findige Herr Rault als „stark mitgenommen" bezeichnet.

Nochmals aber sei erwähnt, daß die frankempfangenden Arbeitnehmer absolut nicht mit dem wirtschaftlichen Elend in einen verbindenden Zusammenhang zu bringen sind. *Des Pudels Kern liegt in dem Vertrag von Versailles, der der Bergwerksdirektion mit dem Rechte der Frankbesoldung das Mittel zur Zerstörung der deutschen Industrie an der Saar in die Hand gegeben hat.*

Nachdem jedoch der „Saar-Kurier", der Verkünder der goldenen Not, und mit ihm Herr Köchlin, der offizielle Vertreter der französischen Republik, den zu hochwertigen Frank in ihren eigenen Unternehmen abgeschafft und durch eine Art festen Kurs ersetzt haben, nachdem die französische Industrie sich mit ihrer heimatlichen Währung

selbst niedergerungen hat, nachdem endlich Herr Rault — was für die Industrie recht ist, ist für das ganze Land billig — die Frankschwierigkeiten eingesehen und darüber der zuständigen Stelle berichtet hat, nach allem diesem fragt sich der unbefangene Zuschauer, ob denn der Völkerbund immer noch glaubt, daß sich das Versprechen eines Clemenceau, „das Saargebiet solle das glücklichste Land Europas werden", bewahrheiten soll!

*Ist denn dieser Völkerbund französischer als Frankreich selbst*, das, nachdem es seine „Landsleute an der Saar" dem Ruin nahegebracht, ihre Fabriken zum Stillstand gezwungen hat, wenigstens einsieht, daß in dem Frank die Ursache des Übels liegt?

*Ist denn der Völkerbund französischer als Herr Rault*, der klagend den Frank für den Niedergang der Wirtschaft verantwortlich macht, *französischer als Herr Köchlin*, der ihn abschafft? Wenn dies der Fall ist, dann geht er falsche Wege, denn nach den geschilderten Erfahrungen kann Frankreich im Ernst die Verbreitung des für ihn zu kostspieligen und durchaus nicht einträglichen Frank nicht mehr wollen oder aber sie nur deshalb wollen, weil durch die Einführung im Saargebiet der Bedarf in französischer Währung an der Börse sich steigert und so die Valuta unserer westlichen Nachbarn hebt. *Trotzdem ist die Propagandawaffe der Welschen diesen ins eigene Fleisch gedrungen.*

Herr Rault hat dem Völkerbund Andeutungen gemacht, die dieser verstehen und verfolgen sollte, nicht aus Freundschaft für Frankreich, aus Mitleid für diesen Staat und zum Besten für seine und seiner Landsleute Finanzen!

Daß bei den enormen Löhnen das Saargebiet aber auch ganz konkurrenzlos teuer geworden ist, teuer werden mußte, leuchtet *selbst dem* Erdenbürger ein, der von Wirtschaftspolitik wohl etwas mehr versteht als der Herr



Staatsrat Rault, aber immer noch viel zu wenig, als daß er über diese Materie zu sprechen sich anmaßen oder gar einen Posten als Präsident einer Regierungskommission des „Völkerbundes" beanspruchen könnte.

Es gibt indessen auch noch andere tüchtige Menschen in Saarbrücken. Schräggegenüber vom Schloß des Herrn Rault liegt der Wirkungskreis, das heißt, vielmehr das Geschäftszimmer des befähigten Beamten, zu dem ich jetzt komme.

Herr *Polizeiinspektor Dörffert* ist ein netter Mensch. Zweifellos verdankt er auch die blitzschnelle Laufbahn, die er genommen hat, seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit. Der Herr Polizeidirektor Adler von Völkerbunds Gnaden wußte das zu schätzen, und er ernannte diesen „deutschen" Schutzmann zum Polizeigewaltigen von Saarbrücken. „Glück muß der Mensch haben!" Mit der majestätischen Würde, die ein hohes Frankeinkommen selbst der unpersönlichsten Persönlichkeit verleiht, gebietet er seinen Untergebenen. Man muß ihn gesehen haben, hoch zu Roß, begleitet von drei, vier, fünf Beamten! Fehlt nur noch ein Vorreiter, und der Karnevalszug hätte seinen Höhepunkt erreicht.

In der Tat ist Dörffert ein Mann, wie ihn sich die Franzosen nicht besser wünschen können: weites Gewissen und offene Hand. Mit Feuer und Schwert tritt er für den Frank ein und weiß ihn auch zu verteidigen. War da in Saarbrücken im Monat September 1921 eine Demonstration für die Beibehaltung der deutschen Währung. Im Zuge sah man Schilder mit der Inschrift: „Für die Mark!" Dörffert gab den Befehl, diese Schilder, als „die Ruhe und Ordnung gefährdend", den Demonstranten wegzunehmen.

Dies geschah, wobei es dank der Besonnenheit der Bürger zu keinem Handgemenge kam. Völkerbundsfreiheit, verkörpert durch Dörffert, verbunden mit französischer Wirtschaftspolitik der Saarregierung, bringt derartige Szenen zustande.

Diese kleine Schilderszene indessen, bei der die Polizei für den Frank mit Gewalt eintreten mußte, spricht mehr und überzeugender als dicke Bände für die gänzliche Fruchtlosigkeit und Unwirksamkeit der Valutapropaganda.

Immerhin darf ich nicht verschweigen, daß der hochwertige Frank einen Riesenerfolg doch noch buchen konnte:

Herr Polizeiinspektor Dörffert hat mir nämlich persönlich versichert, daß er sich naturalisieren lassen wolle, wobei er mit einem listigen Augenzwinkern hinzufügte, daß er der Öffentlichkeit gegenüber natürlich auch weiter als Deutscher gelten werde. Da er sich aber in seiner Geschwätzigkeit an die falsche Adresse gewandt hat, erfasse ich hier die Gelegenheit, um dieser kleinen Posse die Pointe zu nehmen.

Immerhin hat dieser Herr gewisse Verdienste um die „große Nation", die zu übergehen wirklich ungerecht wäre. Eines Tages traf ich den edlen Hüter der Ruhe und Ordnung. Er eröffnete mir alsbald, daß er eine wichtige Neuigkeit habe. Dann kramte er aus, daß eine Tageszeitung im Saargebiet verkäuflich sei. Er habe sofort daran gedacht, daß doch der Verlag des „Saar-Kurier" dieses Unternehmen erwerben könne, wodurch die Interessensphäre der Franzosen eine nicht zu unterschätzende Ausbreitung gewinnen würde. Strahlend in seiner ganzen Würde als Propagandaschutzmann, bat er mich in dieser Sache um meine Meinung und bedeutete mir, daß er die Absicht habe, mit dem Kommandanten Richert Rücksprache zu nehmen. Zum Glück konnte ich Dörffert mitteilen, daß der Major am nächsten Tage auf Kundschaftsreise über Berlin, Warschau nach Oberschlesien fahren würde. Ich versprach ihm aber, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ich tat dies auch mit einer derartigen



„Gewissenhaftigkeit", daß nach Richerts Heimkehr diese Angelegenheit bereits eine andere, zweifellos nützlichere Regelung gefunden hatte. Ich glaube, der Polizist hat mir bis heute noch nicht verziehen, daß ich seiner guten Sache eine so glänzende Chance habe aus der Hand gehen lassen. Na, er wird trotzdem naturalisiert und, solange der Frank hoch steht, auch ein ganz ausgezeichneter Franzose werden.

Um nun noch viele andere auf den gleichen „glücklichen" Gedanken wie Dörffert zu bringen, bemühen sich täglich Herr Richert und sein „Saar-Kurier". Der Kommandant ist schier unermüdlich in der Entdeckung immer wieder neuer Vorzüge Frankreichs, die er mit anerkennenswerter Geduld und großer Beharrlichkeit sammelt, um sie dann in Artikelform in seiner Zeitung zum Abdruck bringen zu lassen. „Das Land, wo Milch und Honig fließt", hat aber trotz dieser zu würdigenden Arbeiten noch niemand verlockt, sich ihm einzubürgern. In der Natur der Sache ist es natürlich, zum Zwecke der Propaganda Frankreich einen Platz an der Sonne zu geben, während Deutschland in die dunkelste Ecke versteckt werden soll. Auf die in dieser Beziehung angewandten Kniffe kann ich hier nicht eingehen. Wer den „Saar-Kurier" durch Zufall einmal in die Hände bekommt, wird die Pariser Süßholzraspelei ohne Schwierigkeiten herausfinden. Nur eines Falles will ich Erwähnung tun, weil er hinter den Kulissen die Ursache eines franko-japanischen Zwischenfalls wurde.

Durch den Vertrag von Versailles wurde das Saargebiet mit einer interalliierten Grenzfestsetzungskommission beglückt, deren Personal beinahe so zahlreich war, daß man mit ihm das ganze Land umstellen konnte. Chinesen und Japaner waren eigens aus ihrem gesegneten Lande gekommen, um bei uns Grenzen festzusetzen und mit hohen Gehältern noch gesegneter zu leben. Ich will ja gewiß nicht die Tüchtigkeit der Geogra-

phen aus dem fernen Osten in Frage stellen, bezweifle aber immerhin, daß die Japan- und Chinamänner in ihrer glücklicheren Heimat jemals etwas von Sulzbach oder Friedrichsthal an der Saar gehört haben. Uns ginge es ähnlich, spräche man von Hong-Von-Ka oder von Ka-Von-Hong, wenn es derartige Dörfer zufällig im Reiche der Mitte geben sollte. Zu dieser Grenzentdeckungsreise waren nur Militärs bestimmt worden. Der Vorsitzende der Kommission, in der sich natürlich auch unter anderen Franzosen befanden, war der japanische Oberstleutnant Kobayashi. Als Vertreter Deutschlands fungierte zunächst der Oberstleutnant von Xylander, ein Mann, nicht gewöhnt, seines Herzens Meinung hinter glatten Worten zu verstecken. Daß es bei den „Forschungsreisen" und Beratungen häufig zu Reibereien kam, mag ohne weiteres glaubhaft scheinen, und wenn Herr von Xylander schließlich das Feld räumte, so geschah dies sicher nicht schweren Herzens. Sein Weggang befreite aber die heroische Männerbrust des Kommandanten Richert von einem großen Alp. Der Major fühlte sich nun verpflichtet, im „Saar-Kurier" einen Feldzug gegen unseren ehemaligen Delegierten in der Grenzfestsetzungskommission zu führen und gab seinen Artikeln einen offiziellen Anstrich. Den Leuten aus dem fernen Osten war diese Prozedur nun gar nicht recht, weil sie in den Verdacht kommen konnten, hinter Richerts Lügenberichten zu stecken. Herr Kobayashi drohte mit seiner Demission, und nur der hohen Vermittlung des Herrn Staatspräsidenten war es zu verdanken, daß sich der Abgesandte des Mikado bewegen ließ, noch weiter in Deutschland Grenzen festzusetzen. Immerhin mußte auch Richert sich verständig zeigen und erklären, daß sein Material nicht von der Kommission Kobayashi stamme. Mit diesem Dementi im „Saar-Kurier" war dann der Zwischenfall beigelegt. Der Propagandamajor hatte diesmal einen Fehlgriff getan, jedoch beweist die Herabsetzung des Deutschtums in der Person des Oberstleutnants

phen aus dem fernen Osten in Frage stellen, bezweifle aber immerhin, daß die Japan- und Chinamänner in ihrer glücklicheren Heimat jemals etwas von Sulzbach oder Friedrichsthal an der Saar gehört haben. Uns ginge es ähnlich, spräche man von Hong-Von-Ka oder von Ka-Von-Hong, wenn es derartige Dörfer zufällig im Reiche der Mitte geben sollte. Zu dieser Grenzentdeckungsreise waren nur Militärs bestimmt worden. Der Vorsitzende der Kommission, in der sich natürlich auch unter anderen Franzosen befanden, war der japanische Oberstleutnant Kobayashi. Als Vertreter Deutschlands fungierte zunächst der Oberstleutnant von Xylander, ein Mann, nicht gewöhnt, seines Herzens Meinung hinter glatten Worten zu verstecken. Daß es bei den „Forschungsreisen" und Beratungen häufig zu Reibereien kam, mag ohne weiteres glaubhaft scheinen, und wenn Herr von Xylander schließlich das Feld räumte, so geschah dies sicher nicht schweren Herzens. Sein Weggang befreite aber die heroische Männerbrust des Kommandanten Richert von einem großen Alp. Der Major fühlte sich nun verpflichtet, im „Saar-Kurier" einen Feldzug gegen unseren ehemaligen Delegierten in der Grenzfestsetzungskommission zu führen und gab seinen Artikeln einen offiziellen Anstrich. Den Leuten aus dem fernen Osten war diese Prozedur nun gar nicht recht, weil sie in den Verdacht kommen konnten, hinter Richerts Lügenberichten zu stecken. Herr Kobayashi drohte mit seiner Demission, und nur der hohen Vermittlung des Herrn Staatspräsidenten war es zu verdanken, daß sich der Abgesandte des Mikado bewegen ließ, noch weiter in Deutschland Grenzen festzusetzen. Immerhin mußte auch Richert sich verständig zeigen und erklären, daß sein Material nicht von der Kommission Kobayashi stamme. Mit diesem Dementi im „Saar-Kurier" war dann der Zwischenfall beigelegt. Der Propagandamajor hatte diesmal einen Fehlgriff getan, jedoch beweist die Herabsetzung des Deutschtums in der Person des Oberstleutnants



von Xylander die Taktik der Französierungsversuche, eben durch Schmähungen alles dessen, was deutsch ist. Ein solches Verfahren in einem urdeutschen Land kann naturgemäß nur Haß auslösen. Allzu viele sind es indessen nicht, die den „Saar-Kurier" und dessen Ableger ständig lesen, und dieses Organ würde überhaupt gänzlich von der Bildfläche verschwinden, wenn sich eine Saarbrücker Tageszeitung dazu verstehen könnte, abends zu erscheinen. Der „Saar-Kurier" ist nämlich das einzige Abendblatt und hat als solches den Vorteil des Straßenverkaufs. Immerhin ist auch dieser noch recht gering. So erkannten denn auch die Propagandisten bald die Notwendigkeit noch anderer Lockmittel.

Köchlin als Zahlstelle und Richert als ausführendes Organ gingen dazu über, Vereinigungen zu gründen, um diese ihren Zwecken dienlich zu machen. So entstanden zunächst die „Vereinigung der Elsaß-Lothringer" und die „Vereinigung ehemaliger Fremdenlegionäre".

Die erste Gesellschaft hat an der Spitze Herrn Dr. Schüller, dessen Bureau in Malstatt gleichzeitig als die dritte Propagandastelle bezeichnet werden kann. Hier werden zwar nicht offiziell, aber doch offen genug, um offiziell zu sein, auch an Saarländer Stellen bei Behörden und in französierten Fabriken vermittelt. So soll die „Vereinigung der Elsaß-Lothringer" gewissermaßen ein Bindeglied zwischen Frankreich und der Bevölkerung des Saargebiets bilden. Auch sollen durch Dr. Schüller die für eine Naturalisation notwendigen Papiere besorgt und auf seinem Bureau die Gesuche ausgefertigt werden. „Soll" und „sollen" bedeuten hier Wünsche, die sich noch nicht erfüllt haben, trotzdem von dieser Stelle aus alle möglichen Anstrengungen gemacht werden, um den Kreis der Freunde, wie Richert sich gern ausdrückt, zu vergrößern. Einige Male im Jahr veranstaltet die Vereinigung Festlichkeiten, zu denen auch Saarländer Einladungen erhalten. Die persönliche

Propaganda soll hier durch Verkehr und Reden gefördert werden.

Das gleiche Ziel verfolgt die „Vereinigung ehemaliger Fremdenlegionäre“ mit ihrem Vorsitzenden Baß. Früher als Spitzel im Zweiten Bureau, dann am „Saar-Kurier“ tätig, war er zweifellos die geeignetste Person, einer Gesellschaft vorzustehen, als deren Ehrenvorsitzender Richert selbst fungiert. Ich komme hiermit zu dem bedeutendsten Propagandagedanken, den der Major mir gegenüber ausgesprochen hat.

Richert hat, wie ich bereits erwähnt habe, einen großen Teil seiner Offizierslaufbahn in der Fremdenlegion gemacht. Er kennt daher diese Institution ganz genau und versteht mit ihrer Mentalität zu rechnen. Es ist ihm nun im Saargebiet gelungen, eine recht ansehnliche Zahl ehemaliger Fremdenlegionäre um sich zu sammeln und sie in eine Vereinigung zusammenzuschließen, wie solche ja in ganz Frankreich bestehen. Der Hauptsitz sämtlicher Gruppen ist Paris. Auch die Saarbrücker Sektion ist natürlich der Zentrale unterstellt. Die „Vereinigung ehemaliger Fremdenlegionäre“ entspricht in Tendenz und Ziel unseren Regimentsvereinen. Die Richertsche Gesellschaft allerdings hat noch einen anderen Zweck.

Sämtliche Mitglieder sind in verhältnismäßig guten Stellen untergebracht, sei es in den Saargruben, bei Behörden oder in Fabriken. Dort wirken sie als Propagandisten nach des Majors Direktiven oder aber auch als Spitzel. Der Kommandant betreibt so die Bildung eines Heeres von Spionen, dessen zerwühlende Tätigkeit ebensowenig zu unterschätzen ist wie seine hinterhältige Arbeit, die in der Überwachung der Deutschen liegt. Nicht nur in den Betrieben und Arbeitsstellen jedoch haben diese „Vereinsmitglieder“ ihr Lager aufgeschlagen, nein, auch in den Straßen und öffentlichen Lokalen sind sie ständig auf Horcherposten. Haben sie dann glücklich einmal eine Äußerung aufgeschnappt, die



ihnen von Interesse scheint, so verfolgen sie ihr Opfer, bis sie seine Identität festgestellt haben. Der Major erfährt dann durch die Vermittlung des „Vereinsvorsitzenden“ die Personalien des Verfolgten, die er dann dem Zweiten Bureau zu weiteren Ermittlungen übergibt. Daß die in solchen „Überstunden“ geleistete Arbeit von dem „Ehrenpräsidenten“ besonders honoriert wird, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Eine geeignete Abwehr gegen derartige Spitzel einer Propaganda-Inquisition gibt es kaum. Der Deutsche ist eben unter dem „Schutz“ des Völkerbundes in einem gut deutschen Land und, wenn er sich und seinen Angehörigen kein Ungemach bereiten will, verpflichtet, sich zu „ducken“ und sich im öffentlichen Leben Schweigen aufzulegen. Die Zahl dieser Aufpasser wächst ständig, denn es ist Richert gelungen, in den Depots der Fremdenlegion in Saida, Bel-Abbes, Meknes, Fez und Casablanca diejenigen, die ihre fünf-, zehn- oder fünfzehnjährige Dienstzeit beendet haben, auf im Saargebiet zu besetzende Stellen hinweisen zu lassen. Die Betreffenden werden dann mit einem Papier ausgerüstet und melden sich nach ihrer Ankunft in Saarbrücken bei der „Vereinigung ehemaliger Fremdenlegionäre“. Viele Deutsche kommen auf diese Weise, durch das hohe Gehalt verlockt, in die Hände des Spitzelkommandanten.

Ist dieses Verfahren bereits ein besserer Menschenhandel zu nennen, denn ausgehungerte und nichts besitzende Menschen durch Geld für derartige Ziele zu gewinnen, ist doch wirklich nichts anderes, so wird die obige Bezeichnung voll und ganz gerechtfertigt durch das Anwerben junger, armer Leute für die Fremdenlegion durch die „Vereinsmitglieder“. Bei der großen Not der markempfangenden Bevölkerung im Saargebiet leuchtet es ohne weiteres ein, daß die beobachtenden Trabanten des Majors genügend Opfer finden. Die halbwöchentlichen Transporte nach Metz haben schon 150 bis 200 junge Menschen in die afrikanische Sklaverei ab-

geführt. Richert hat aber ein besonderes und großes Interesse, möglichst viele Saarländer der Fremdenlegion zugeführt zu wissen, denn, und jetzt spreche ich über seinen Lieblingspropagandagedanken, er gedenkt diese Saarländer später zugunsten Frankreichs verwenden zu können.

Durch die ständige Fühlung, die der Major mit allen Schichten der Bevölkerung hat, kennt er ihre Klagen und Beschwerden ganz genau. So weiß er zum Beispiel, daß die französische Soldateska im Saargebiet, wo sie unter einem wirklichen Völkerbundsregime doch absolut nichts zu suchen hätte, für die deutschen Bewohner ein großer Stein des Anstoßes ist. Er betrachtet die horizontblaue Uniform sogar, wie er mir häufig erklärte, als seiner Propaganda hinderlich und zuwiderlaufend. In dieser Hinsicht wird ihm auch niemand widersprechen; denn einnehmend oder anziehend wirken diese arroganten Gestalten durchaus nicht. Sie laufen nämlich gerade so herum und tun derart, als ob Land und Stadt jedes einzelnen urpersönlichstes Eigentum wäre. Von den Schwarzen oder Braunen will ich gar nicht reden, denn sie sind doch wirklich nicht geeignet, das Prestige Frankreichs zu heben. Wenn die Folgeerscheinungen, die diese Afrikafranzmänner nach sich ziehen, nicht so traurig wären, müßte man tatsächlich über unsere westlichen Nachbarn staunend lachen, weil sie trotz des schwarzen Importes, trotz dieser ihrer Kulturverrohung noch an ein Absatzgebiet für ihre Propaganda denken.

Richert ist in dieser Hinsicht auch durchaus nicht optimistisch, und zweifellos würde er es lieber sehen, wenn die Söhne Marokkos auf ihrem hohen Atlas säßen, anstatt bei uns Landstraßen unsicher zu machen. So reifte in ihm nach und nach ein Gedanke, der, wenn er ihn in Paris durchsetzt — woran ich keinen Augenblick zweifle —, eine neue Situation und eine gefährliche Propaganda eröffnen würde. Die französischen Truppen sind im Saargebiet nicht weniger unbeliebt, als sie in Oberschlesien berüchtigt waren. Die wiederholten Auflehnungen in Wort und Schrift gegen ihre Anwesenheit, die auch noch durch Abordnungen aus der Bevölkerung dem Völkerbund kommentiert wurden, können letzten Endes nicht vollkommen ignoriert werden, wenn auch nicht zu erwarten steht, daß aus diesem Grunde die Sockel des Genfer Circus maximus irgendwie erschüttert werden. Dafür haben in der dortigen Arena die Ententeländer immer noch und in jeder Beziehung die glücklicher situierte Mehrheit. Im übrigen soll es aber höchstwahrscheinlich in der Truppenfrage gar nicht bis zu einer Entscheidung vor dem höchsten Forum kommen, dazumal und alldieweil ein Kommandant Richert auf dem Trillerweg in Saarbrücken wohnt.



In richtiger Erkenntnis der Lage erstrebt der Major nämlich, an Stelle des rassereinen, französischen und schwarzbraunen Importes aus Afrikas sandigen Gefilden die Fremdenlegion in das Saargebiet einzuführen, einen Teil der Fremdenlegion, der sich nur aus Saar- und Rheinländern rekrutiert. In mehreren Unterredungen, die ich mit ihm hatte, kam Richert auf diesen Gedanken zurück und ergänzte ihn noch dahingehend, daß er sich gern selbst an die Spitze dieser Truppen gestellt zu sehen wünschte.

Möglich ist, daß der Kommandant in seiner Klarsicht erkannte, daß vielleicht doch einmal die Karre schief laufen und irgendein noch zu entdeckender „Revoluzzer“ im Völkerbund „das Bad samt dem Kinde ausschütten könnte“, möglich ist daher, daß er als kluger Feldherr so ernstlich an eine Niederlage denkt wie an einen Sieg und sich beizeiten den Rückzug deckt; sicher ist aber, daß über kurz oder lang Richert mit der vorerwähnten Truppenverschiebung durchdringen und in Paris Gehör finden wird. Die Aussichten scheinen denn auch zu ver-

lockend, die Vorteile zu greifbar, als daß man den Plan einfach beiseiteschieben könnte.

In der Tat würde mit der Verwirklichung dieses Lieblingsgedankens des Kommandanten der Propaganda ein ungeahntes Arbeitsfeld gegeben werden. Diesen Truppen könnte doch durch einen Namenswechsel das Odium der Legion mit Leichtigkeit genommen, und als Gendarmerietruppen geführt, würden sie hübsch ehrbar und friedlich dem bereits bestehenden Landjägerkorps unterstellt oder auch zugeteilt werden. Bleibt nun noch der Tausch des Khakianzuges mit einer gutsitzenden, grünen Uniform, und wir ständen beinahe vor einer absoluten Unmöglichkeit, von unserem klarsten Recht, grob zu sein, wirklich endlich einmal Gebrauch zu machen. Ich erörtere hier absichtlich dieses kommende Problem nicht bis in seine psychologischen Tiefen. Es gibt auch Beobachtungen, die man zum Besten der Allgemeinheit für sich behält, und ich muß leider in den kommenden Seiten schon ohnedies einige traurige Feststellungen machen, von denen ich mich gerne dispensieren würde, wenn sie nicht für Frankreichs beschämende Handlungsweise charakteristisch und für die Gewalt, die man uns antut, bezeichnend wären. So spreche ich denn jetzt über die Institution, die ich schon des öfteren berührt habe, und welche bereits Staub genug aufgewirbelt hat.

## Das „Zweite Bureau".

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, daß eine Einrichtung, die eigentlich im geheimen für Frankreich wirken soll, allerseits bekannt geworden ist, und wenn fast jeder Schuljunge im Rheinland und Saargebiet, jede erwachsene, sich mit Politik beschäftigende Person in Deutschland weiß, daß das „Zweite Bureau" die französische Spionagestelle in den besetzten Gebieten ist, so



möchte man annehmen, daß Frankreich Wert darauf legt, auf das Vorhandensein seiner Spionagezentrale aufmerksam zu machen. Daß dem wirklich so ist, kann keinem Zweifel unterliegen, denn Schilder in französischer und deutscher Sprache weisen in Mainz den Weg nach der Heiligengeiststraße zur französischen „Nachrichtenabteilung". Leider ist es aber keine Merkwürdigkeit mehr, sondern etwas durchaus Alltägliches, daß diese Schilder ihre gewünschte Wirkung tun.

Die Arbeit, die das „Zweite Bureau" zu leisten hat und auch leistet, ist — warum es verschweigen? — für Frankreich keine negative. Mit aller Offenheit muß auch leider an dieser Stelle wieder die zwar beschämende, aber nicht minder wahre Tatsache festgestellt werden, daß viele, die sich Deutsche nennen, die Tätigkeit der französischen Spionagestelle erweitern und erleichtern. Hier aber in diesem Sumpf zu wühlen, kann nicht meine Aufgabe sein, nur um das eigentliche Wirken des „Zweiten Bureaus" darzutun, sei dieser Punkt gestreift.

Während der Besetzung von Frankfurt, im Mai 1920, befand ich mich, um „Informationen" für das „Echo du Rhin" einzuholen, in dem Geschäftszimmer des „Zweiten Bureaus" in Mainz. Ein Herr trat ein. Sein schlechtes Französisch verriet den Deutschen, als den er sich auch nach ein paar Worten legitimierte. Wichtig in seinem Aussehen, geheimnisvoll in seinem Gebaren, gab er an, eine wichtige militärische Nachricht übermitteln zu wollen. Hauptmann Plantin verhehlte seine Bereitschaft, eine solche gern entgegennehmen zu wollen, nicht und machte wohlwollend den traurigen Besucher darauf aufmerksam, daß, je nach dem Wert, die „aufklärende" Nachricht honoriert werden würde. Da weder der Herr Hauptmann — noch ich der deutschen Sprache genügend mächtig waren, andererseits aber der „Deutsche" nicht ausreichend Französisch verstand, wurde ein Dolmetscher zugezogen, mit dessen Hilfe — und für mich zweimal verständlich — wir erfuhren, daß auf dem Aschaffen-

burger Bahnhof ein deutscher Maschinengewehrzug rangiert und zum Widerstand bereit sei, falls französische Truppen auch Aschaffenburg besetzen sollten. Die Bevölkerung selbst sei bis an die Zähne bewaffnet worden.

Die Nachricht wirkte auf Plantin wie ein Seil, das man einem Ertrinkenden zuwirft. Er schnappte danach, mit der ganzen Energie, die ihm eigen war. Es roch ja beinahe nach Krieg, und zärtlich streichelte er auf der Landkarte die Stelle, wo Aschaffenburg lag. Weder dem Besucher noch mir entging die freudige Überraschung des dienstbeflissenen französischen Offiziers. „Mein Landsmann" machte sich wohl schon im stillen alle möglichen Vorstellungen über die Höhe des Kapitals, das er einstreichen konnte, und seine Augen begannen zu leuchten. Er sollte nicht enttäuscht werden. Hauptmann Plantin entnahm einem Fach seines Schreibtisches „das Kapital" — 50 Frank — damals gleich 150 Mark, in Worten einhundertundfünfzig Mark! Der Besucher klappte die Hacken zusammen, versprach — etwas beschämt, wie mir schien — weitere Dienste und ging ab. Seine Augen leuchteten nicht mehr!

Der Chef des „Zweiten Bureaus" strahlte immer noch, aber die erhaltene Nachricht erschien ihm zu erwünscht, zu ungeheuerlich schön, und er beauftragte sofort zwecks ergänzender „Renseignements" (Nachforschungen) einen Guide civil, nach Aschaffenburg zu fahren.

Nach einigen Tagen und um auf dem laufenden zu bleiben, traf ich wieder mit Plantin zusammen. Nach seinen Erkundigungen schien die Nachricht, bis auf einen bereitstehenden Militärtransportzug auf dem Bahnhof Aschaffenburg, vollkommen aus der Luft gegriffen. Der abgesandte „Guide" hatte ungefähr folgendes zu erfahren gewußt: Die deutschen Truppen in Aschaffenburg sollten bei einem etwaigen Einrücken der Franzosen weiter in das unbesetzte Gebiet zurückgezogen werden. Zu diesem Zweck stand auf dem Bahnhof ein Zug bereit. — Das war alles. Leider war nicht einmal die Bevölkerung



bewaffnet worden. Resultat: Die Besatzungskosten waren für uns wieder um 50 Frank gestiegen, hierzu kommt noch die Reise des französischen Agenten. Am traurigsten jedoch traf der Fehlschlag den Hauptmann Plantin: Die Schlacht bei Aschaffenburg konnte nicht stattfinden. Er war um eine schöne Illusion ärmer geworden.

Welche Lehre ist nun aus dieser leider alltäglichen Begebenheit zu ziehen? Von dem „Deutschen" zu sprechen erübrigt sich. Er hatte irgendein Gerücht aufgefangen und es den Franzosen, vielleicht in übertriebener Form, weitergegeben. Spitzel! Daß aber ein französischer Agent in der denkbar kürzesten Zeit in Aschaffenburg derartige ergänzende „Renseignements" erhalten kann, gibt zu denken. Wie er zu seinen Nachrichten kam, entzieht sich meiner Kenntnis, sicher scheint aber zu sein, daß er bei einer unterrichteten Seite angeklopft hat. Sei es so oder anders, die zu ziehende Lehre ist klar und lautet: Vorsicht unbekannten Personen gegenüber!

Es gibt allerdings noch eine andere und durch meine Erfahrungen begründetere Schlußfolgerung. Der französische Spionagedienst in Deutschland ist verzweigt und durch die Kontrollkommissionen, die uns der Kriegsvertrag gebracht hat, gut organisiert. Wie aus anderen französischen Spionagezentren täglich Nachrichten in Mainz eintreffen, so kann der französische Agent sich auch in Aschaffenburg an einen „Vertrauensmann" gewandt und von diesem seine „Renseignements" erfahren haben. Diesen Punkt aber hier weiter zu erörtern, ist kaum angängig, da dadurch vielleicht der anderen Seite mehr als uns selbst gedient wäre.

Wenn Vorsicht und Mißtrauen oder auch handfestes Zugreifen neugierigen Unbekannten gegenüber am Platze ist, so genügt doch diese Mahnung im Rheinland und dem Saargebiet nicht, um sich die Spitzel des „Zweiten Bureaus" vom Leibe zu halten. Wie leicht man dort verdächtigt, gefangengesetzt und ausgewiesen werden kann, möge folgender Fall vergegenwärtigen.

Seit Jahren hat die französische Behörde im Saargebiet und dem Rheinland ihr Auge auf die Leser verschiedener ihr unangenehmer Zeitungen geworfen. Viele haben es daher vorgezogen, sich diese unter Briefumschlag zusenden zu lassen. Wieder mit Hilfe „Deutscher" ist es aber dem „Zweiten Bureau" gelungen, wohl unter Verletzung des Briefgeheimnisses, aber für seinen Zweck förderlich, eine Liste gerade dieser Personen aufzustellen, um sie dann auf Schritt und Tritt zu verfolgen und, wenn möglich, ein Verbrechen gegen die Sicherheit der Besatzungstruppen zu konstruieren. So sind zum Beispiel in Saarbrücken ständig zwei Agenten beschäftigt, welche die auf der Liste stehenden Personen zu überwachen und von ihnen irgendeine Äußerung, die verdächtig erscheinen könnte — eine solche ist unvermeidlich —, aufzufangen. Den Rest der Operation bis zur Ausweisung übernimmt dann die Rheinlandkommission oder die Regierungskommission des „Völkerbundes" im Saargebiet. Die Namen dieser beiden Agenten aber, die in Saarbrücken tätig sind, sollen der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Der eine ist ein Saarländer und heißt Licht, der andere ist ein Elsässer namens Baß, von dem ich schon vorher als dem Vorsitzenden des „Vereins ehemaliger Fremdenlegionäre" gesprochen habe. Ihnen gesellt sich in ungefähr derselben Tätigkeit eine andere Person zu, die sich würdig dem französischen Rahmen angepaßt hat.

Herr Reiß (Rees!), einer Saarbrücker Familie entstammend, wirkt als Dolmetscher im französischen Wohnungsamt. Seine eigentliche Aufgabe ist, Zimmer und Wohnungen für die Angehörigen der Saartruppen oder der französischen Administrationen ausfindig zu machen. Er gefällt sich in einer khakifarbenen französischen Offiziersuniform, der — und das empfindet Reiß sicherlich mit einiger Betrübnis — die Gradabzeichen fehlen. Indessen sieht man ihn aber oft zu Pferde, allerdings nur in langsamstem Schritt, da seine Reitkunst trotz hoher



und höchster Protektoren noch nicht weitergedeihen konnte. Monsieur „Rees" ist ein hervorragender Spitzel, der auf der Wohnungssuche in den verschiedensten Häusern für seine Brotgeber schon ganz ansprechende Resultate erzielt hat. Nicht etwa, daß er die Kunst, Zimmer zu ergattern, meistert, nein, es ist ihm sogar schon gelungen, mit Hilfe von Nachschlüsseln aus fremden, verdächtigen Briefkasten Briefe, Drucksachen und Zeitungen sich anzueignen, die er dann pflichtschuldigst Herrn Fabiani, dem Zivilpolizeikommissar des „Zweiten Bureaus", zur weiteren Einsicht überbringt. Nach Kenntnisnahme gelangen diese Sachen wieder auf demselben Weg in die Briefkasten, denen sie entstammen, zurück. Diese etwas merkwürdige Prozedur fällt weder „Rees" noch seinen Vorgesetzten auf. Der „Dolmetscher" erhält den Befehl, „auf Mission zu gehen" („aller en mission"), und dann geht er ganz einfach auf Mission!

Alles, was nun Licht, Baß, „Rees" und eine Unzahl anderer in gleichem Sinne tun, bezeichnet die französische Behörde als die Tätigkeit des „Guide civil". Die Günstlinge Richerts, die Angestellten sämtlicher Behörden im Rheinland, viele andere, die an der Bergwerksdirektion in Saarbrücken beschäftigt sind, sämtliche Dolmetscher, Sekretäre, Agenten der Saarregierung, kurzum das gesamte Personal der Franzosen im Rheinland und im Saargebiet, die genannten Vereine und einige traurige Gestalten „deutscher" Nationalität sind Werkzeuge des „Zweiten Bureaus", „Guides civils"! Gegen einen derartigen Apparat gibt es für Deutsche keinen Schutz, ja selbst im Falle einer Fahndung durch die Franzosen keine Möglichkeit, sich den gestellten Fallen zu entziehen. Solche verwerflichen Methoden, wie ich sie schilderte, können die Franzosen, die doch die wahre Kultur als ihr persönlichstes Werk betrachten, selbst

unter den Augen des Völkerbundes anwenden, der doch so ideal gedacht war, aber in seiner jetzigen Gestaltung und Gruppierung, wirklich rein objektiv gesehen, stark daneben geraten ist. Wenn ich hier den Wunsch und die Hoffnung hege, daß die Zeit Änderungen bringen kann und daß einem erniedrigten, bedrückten und wehrlosen Lande einst Gerechtigkeit und in Anbetracht der ausgestandenen Leiden die Achtung der Welt gezollt werden wird, so geschieht dies aus der Erwägung heraus, daß brutale Macht, Hinterhältigkeit, roheste und unbarmherzigste Gewalt ungleich vergänglicher sind als die Male der Schande, mit denen Frankreich seit 1918 und im „Frieden" seine Fahne befleckt hat, die Fahne, die geweiht wurde im Zeichen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit"!! . . .

*

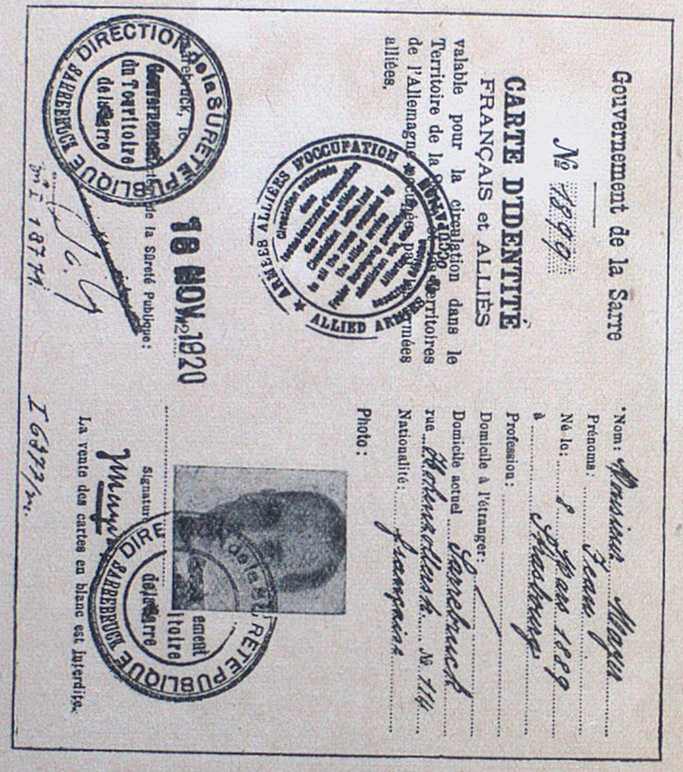
Meine Aufzeichnungen begannen mit der Schilderung meines Einzugs bei den Franzosen. Am Ende meiner Betrachtungen sei nun kurz auf die Umstände eingegangen, unter denen ich das besetzte Gebiet verlassen mußte.

Wie erinnerlich, hatte ich mich als deutscher Flüchtling eingeführt, der sich einer Verhaftung wegen Hochverrats nur durch eine Flucht in das besetzte Gebiet entziehen konnte. Es war daher natürlich, daß ich dieses nicht verließ, wenigstens nicht so auffällig, daß die französische Behörde davon Kenntnis erhalten konnte. Meine Interessen zwangen mich indessen, des öfteren kleine Reisen nach der rechten Seite des Rheins zu unternehmen. Trotzdem ich alle Vorsicht anwandte, konnte ich einer Bespitzelung durch irgendeinen „Guide civil" nicht entgehen, und als mich eines Tages der Polizeidirektor des Saargebiets, Herr Adler, persönlich auf sein Geschäftszimmer bestellte, wußte ich, „wieviel Uhr es geschlagen hatte". Da ich mich jedoch bereits unter Beobachtung sah, blieb mir nichts anderes übrig,



als den unsicheren Gang anzutreten. Im Beisein seines Sekretärs, des Herrn Rollin, und des Fremdenkontrolleurs Martin wurde ich von Herrn Adler empfangen. Ohne alle Umschweife forderte er von mir den französischen Paß, der mir auf Betreiben des „Zweiten Bureaus", früher von der Polizeidirektion von Völkerbunds Gnaden ausgestellt worden war. Hierauf gefaßt, hatte ich bereits vorher das wertvolle Papier zusammengerollt, in den Finger eines Handschuhs gesteckt und diesen gerade „vor die Nase" des Herrn Polizeipräsidenten auf dessen Schreibtisch gelegt. Ich gab nun vor, den Paß seit einiger Zeit verlegt oder verloren zu haben, was mir wohl keiner der drei Franzosen glaubte, zumal ihr Vertrauen in meine Person bereits so erschüttert war, daß zwei Landjäger auf Befehl des Herrn Adler vor der Tür auf mich warteten, um mich in Empfang nehmen zu können. — Nun, es sollte etwas anders kommen! — Rollin und Martin „interviewten" mich dann über meine Reisen nach Deutschland, deren Zweck, Ziel und Dauer, worauf ich ihnen gern die „gewissenhafteste und richtigste" Auskunft erteilte. Rollin ging schließlich so weit, mir mit einer Verhaftung zu drohen, und Martin erfreute mich mit der Angabe der Daten meiner Abwesenheit und der Namhaftmachung der Orte, an denen ich mich im unbesetzten Deutschland aufgehalten hatte. Ich befand mich in einer Lage, die wenig erbaulich und zum mindesten äußerst unbequem war. Schließlich machte der Herr Polizeidirektor Adler der inzwischen heftig gewordenen Unterredung ein Ende, indem er hoheitsvoll sagte: „Vous pouvez vous en aller!" („Sie können gehen!") Außerhalb der Tür machte einer der Landjäger eine Bewegung nach meinem Arm derart, als ob er mich verhaften wollte. Ich sah in diesem Augenblick zurück und bemerkte, wie Rollin dem Landjäger ein Zeichen gab, mich gehen zu lassen. So war also offenbar zuerst meine Verhaftung geplant, die jedoch nicht vollstreckt wurde, da die Herren von der

## Ein Delegierter des Völkerbundes als Fälscher einer Urkunde!


Gouvernement de la Sarre

№ 1899

CARTE D'IDENTITÉ

FRANÇAIS et ALLIÉS

valable pour la circulation dans le Territoire de la Sarre et les territoires de l'Allemagne occupés par les armées alliées.

Nom: Monsieur Meyer

Prénoms: Jean

Né le: 8 Avril 1889

à Strasbourg

Profession:

Domicile à l'étranger: Saarbrück

Domicile actuel: rue Hohenzollernstr. № 114

Nationalité: française

Photo:

Saarbruck, le 16 NOV 1920

Le Directeur de la Sûreté Publique:

Signature:

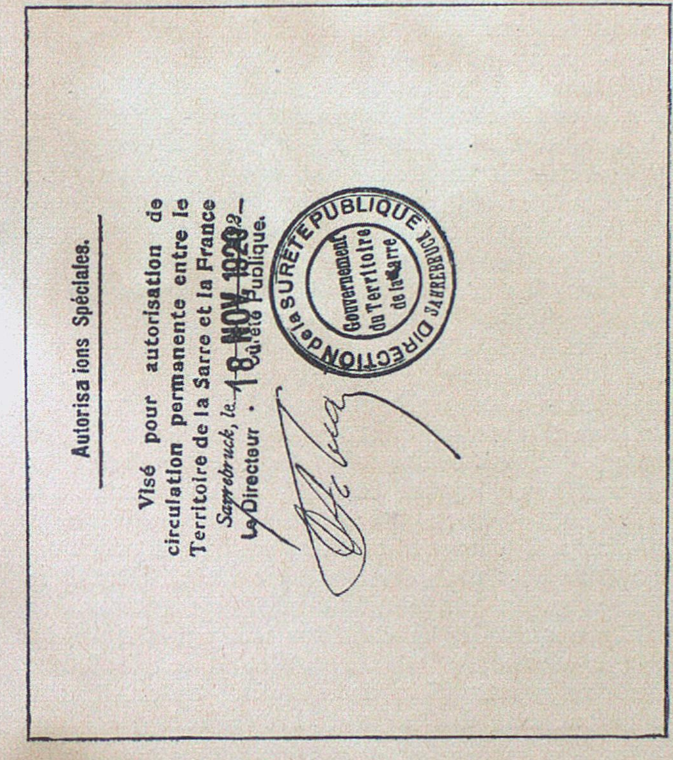
La vente des cartes en blanc est interdite.



Der falsche Paß der unter der Aufsicht des französischen Polizeidirektors Adler ausgestellt wurde



Auch für eine solche Tätigkeit erteilt der Völkerbund lobend Entlastung, und Frankreich ehrte Herrn


Autorisa ions Spéciales.

Visé pour autorisation de circulation permanente entre le Territoire de la Sarre et la France

Saarbruck, le 18 NOV 1920

Le Directeur de la Sûreté Publique.



Adler durch die Verleihung des Offizierkreuzes der Ehrenlegion!

Polizeidirektion das Ziel, das sie sich gesteckt hatten, an diesem Tage nicht erreichen konnten. Die Erlangung des Passes, des sichtbaren und unumstößlichen Beweises für ihre Urkundenfälschung, war ihnen wahrscheinlich in diesem Augenblick ebenso wichtig wie die Ergreifung meiner Person. Sie wollten mich daher in Sicherheit wiegen und mich an einem der nächsten Tage festnehmen, wobei sie glaubten, den Paß in ihre Hände bekommen zu können. Außerdem besaß ich noch andere Papiere, die ich vertrauensvoll von dem Kommandanten Richert zu „meiner Orientierung" erhielt, Berichte des französischen Kriegsministeriums und des Ministeriums des Äußeren über die innenpolitische Lage Frankreichs und dessen Beziehungen zu anderen Ländern. („Bulletin du Ministére de la Guerre et des Affaires Etrangères.") So gab es für mich nichts anderes als die schnellste Flucht. Es war 6 Uhr abends, als ich das Landgerichtsgebäude in Saarbrücken verließ. Um 7 Uhr bereits saß ich mit meinen Sachen im Auto, das mich nach Trier und dann weiter nach Köln brachte. Am anderen Morgen aber fanden sich französische Polizeibeamte in meiner Wohnung ein, um den inzwischen gegen mich ergangenen Haftbefehl zu vollstrecken. Als sie sahen, daß sie zu spät gekommen waren, stellten sie die ganze Wohnung auf den Kopf und suchten nach ihren Papieren alles ab, wobei sie sogar die Rollädenkasten nicht vergaßen. Es blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig, als mit langen Gesichtern und viel Wehmut im Herzen abzuziehen. An diesem Morgen war ich bereits auf dem sicheren Wege nach Berlin. So endete nach 8 Jahren mein Ausflug nach dem Westen!

*

Ich bin nun am Ende meiner Aufzeichnungen. Möchten sie dazu beitragen, das Gewissen derer aufzurütteln, die seit Jahren in fürchterlichster



Weise ein ganzes Volk niederzuhalten und zu knechten suchen, das Gewissen derer, die heute Tag für Tag Trauer und Leid in deutsche Familien bringen, das Gewissen derer aber auch, die von hoher Warte herab zusehen, wie Besonnenheit und Ruhe im Kampf stehen mit den Bajonetten einer zügellosen Gewalt.

Wir setzen der brutalen Macht unsere einzige Wehr und Waffe, das gute Recht und den unerschütterlichen Willen, nur in Freiheit arbeiten zu wollen, entgegen. Die Werte, die Deutschland zu schaffen vermag, sind groß und nutzbringend für die ganze Welt. Diese Werte, die wir nur in freier Arbeit hervorbringen können und wollen, werden stärker an das Weltgewissen pochen als alle Untaten der Franzosen. Deshalb werden wir in diesem ungleichen Kampfe siegen, und es wird ein schöner Sieg sein. — Am Abend dieses Tages werden wir mit Stolz sagen können: Das deutsche Volk hat ein großes Kulturwerk vollbracht. Das Recht hat gesiegt über Tanks und Kanonen!

## Selbsterlebnisse

# Fremdenlegionär Kirsch

Dazu der zweite Teil:

## Zum Tode verurteilt

(Auch beide Teile in einem Bande)

... In anziehender Sprache und in spannender Weise werden die Flucht des Ausreißers durch den afrikanischen Busch, seine Leiden und sein trostloser Zustand, in welchem er den Franzosen in die Hände fiel, geschildert. Nach unsäglichen Erlebnissen und größtem Martyrium gelingt es ihm endlich überzulaufen und im deutschen Schützengraben für sein Vaterland zu kämpfen. Mit Bewunderung schauen wir an dem Mann empor und staunen, daß er unter den ausgestandenen Strapazen nicht körperlich und seelisch zusammengebrochen ist. Wir brauchen keine Robinsonaden mehr, weg mit ihnen! Ein gesunder Ersatz sind solche Bücher, die Wirklichkeiten berichten. (Kath. Familienfreund, Stuttgart)

---

v. Cramon, Generalleutnant

### Fort mit den interallierten Kontrollkommissionen

... Endlos ist die Kette der Übergriffe der Kontrollorgane des Feindbundes, zahllos ihre Schikanen und ungeheuer die Kosten, die sie den bis ins innerste Mark erkrankten deutschen Staatsfinanzen aufbürden. Verfasser hat das gesamte darüber vorliegende Tatsachenmaterial hier ebenso in klarer wie kurzer Form zusammengefaßt. (Berliner Lokal-Anzeiger)

Scheer, Admiral

### Amerika und die Abrüstung der Seemächte

... Die mit überzeugender Sachlichkeit geschriebene Flugschrift wird der Beachtung jedes Deutschen begegnen, der die Schmach empfindet, die dem deutschen Volke durch den Versailler Vertrag angetan ist, dem auch die einst so stolze Flotte zum Opfer gebracht werden mußte. (Badische Post, Heidelberg)

In allen Buchhandlungen vorrätig

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68



## Werke zur Gegenwartspolitik

*„A“,* **Zwischen Staatsmännern, Reichstagsabgeordneten und Vorbestraften.**

In vorliegendem Werk wirft Verfasser in Gestalt von kurzen Skizzen, in denen er Reichstagssitzungen beschreibt und kritisiert, grelle, eindrucksvolle Schlaglichter auf den Unsinn des Parlamentarismus. *(Der deutsche Führer.)*

*Eppstein, Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Georg Freiherr v.* **Fürst Bismarcks Entlassung.**

Die vorliegenden, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatsministers von Boetticher, damaligen Vizepräsidenten des Preußischen Staatsministeriums, sowie die Feststellungen des Chefs der Reichskanzlei Dr. von Rottenburg im Verein mit den zahlreichen, angefügten Urkunden, Anlagen und teilweise in Faksimilen wiedergegebenen Schriftstücken sind eine willkommene Ergänzung der leidenschaftlichen Kontroverse, die sich seit einem Menschenalter um die Entlassung des Altkanzlers entsponnen hat. *(Hannoverscher Kurier.)*

*Niemann, Alfred,* Oberstleutnant a. D. **Kaiser und Revolution.** Die entscheidenden Ereignisse im Großen Hauptquartier.

Verfasser, der zu den ganz Vertrauten des Kaisers gehörte, erzählt auf Grund seines Tagebuches, wie es kam, daß der Kaiser nach Holland floh und daß man sich an höchster Stelle nicht dem Kommenden entgegenstemmte. Das Buch ist mit Herzblut geschrieben, keine byzantinische Liebedienerei — man lernt dem Kaiser manches abbitten und möchte manches zurücknehmen, was man über ihn in der ersten Erregung sagte. *(Bremer Zeitung.)*

*Rotheit, Rudolf.* **Das Berliner Schloß im Zeichen der Revolution.**

Das Buch bietet das erste klare, auf genauester Beachtung beruhende Bild der Revolutionsvorgänge im Berliner Schloß. Man liest es mit atemloser Spannung und gewinnt einen klaren Einblick über die geheimnisvollen Zusammenhänge jeder Geschehnisse, die auf der Reichshauptstadt lasteten. *(Krieger-Zeitung.)*

*Wermuth, Adolf,* früh. Reichsschatzsekretär, dann Oberbürgermeister von Berlin. **Ein Beamtenleben.** Erinnerungen.

Wermuth erscheint uns als der Mann, dem fast alle Tugenden des rechten Beamten anhaften. Das liest man zwischen den Zeilen seiner eigenen mit bescheidener Wahrhaftigkeit vorgetragenen Erzählung. *(Neue Zürcher Zeitung.)*

In

Verlag Au ... SW 68